ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Unter Mitwirkung von Johannes Bolte

herausgegeben

von

Hermann Michel.

21. Jahrgang.



Heft 3. 1911.

BERLIN.

BEHREND & Co.

1911.

Die Zeitschrift erscheint 4 mal jährlich.

Inhalt.

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen beliebe man an den Herausgeber Dr. Hermann Michel, Berlin NW. 52, Spenerstr. 35, zu richten.

Bücher zur Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlagsbuchhandlung Behrend & Co., Berlin W. 64, Unter den Linden 10, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nehmen der 1. und 2. Vorsitzende Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Max Roediger, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 43, und Prof. Dr. Johannes Bolte, SO. 26, Elisabethufer 37, sowie der Schatzmeister Dr. Max Fiebelkorn, NW. 21, Dreysestr. 4, entgegen.

Der Jahresbeitrag, wofür die Zeitschrift an die Mitglieder gratis und franko geliefert wird, beträgt 12 Mk. und ist bis zum 15. Januar an den Schatzmeister zu zahlen, am besten auf das Konto „Dr. Max Fiebelkorn und Geheimrat Dr. Roediger“ bei der Depositenkasse K der Deutschen Bank in Berlin. Nach diesem Termine wird er von den Berliner Mitgliedern durch die Paketfahrtgesellschaft eingezogen werden.

(Fortsetzung auf S. 3 des Umschlags.)

Die Erkenntnis des heutigen Volkslebens als Aufgabe der Volkskunde.

Vortrag, gehalten am 20. Januar 1911 zur Feier des zwanzigjährigen Bestehens des Vereins für Volkskunde.

Von **Eduard Hahn.**

Als Adolf Bastian, der grosse Organisator der Ethnologie, am Anfange der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der deutschen Wissenschaft auf die Wichtigkeit des kulturellen Besitzes der Aussenvölker für die Erkenntnis der Menschheit als Ganzes und im ganzen hinzulenken versuchte, da stand seinem schliesslich ja grossem Erfolge anfänglich doch auch eine Opposition entgegen, ganz ähnlich wie sie jetzt trotz unseres zwanzigjährigen stillen Wirkens auch unserer Gesellschaft immer noch entgegensteht.

Einmal meinten die sogenannten verständigen Leute: Brauchbares, sogenanntes Positives käme doch gewiss nicht dabei heraus; auf der anderen Seite aber meinte man: es sei ja ganz unmöglich und deshalb auch von Anfang an zwecklos, den ungeheuren Ozean menschlicher Gedanken einer wissenschaftlichen Analyse und einer systematischen Ordnung unterwerfen zu wollen.

Bastian selbst hat dann doch noch den Triumph erlebt, dass dies letzte Argument in einem Umfange widerlegt wurde, der seine eigenen kühnsten Erwartungen weit übertraf. Sachverständige Ethnologen können jetzt mit ruhigem Gewissen sagen, dass sie gegen Überraschungen in ihrer Wissenschaft ebensogut oder auch noch besser gefeit sind als manche Forscher auf anderem Gebiet. Hat doch gerade unsere Zeit, die doch durch den ausserordentlichen Aufschwung der Naturwissenschaften und die damit verbundene ungeheure Entwicklung der Technik am meisten charakterisiert wird, erfahren müssen, dass gerade bei den sog. realen Wissenschaften, Chemie und Physik, die scheinbar wichtigsten und grundlegendsten Sätze und Gesetze, wie die Auffassung der chemischen Atome

und Elemente und das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, in letzter Zeit geradezu grundstürzenden Umformungen ausgesetzt gewesen sind.

In der Ethnologie haben wir dergleichen wohl kaum zu fürchten oder zu erwarten. Wir werden in Zukunft wohl manches besser erkennen und tiefer auffassen lernen, wir werden manche Gedankenreihen anders aneinanderknüpfen und einzelnes anders auffassen lernen, aber wir werden kaum unsern Gedankenbau in seinen Fundamenten erschüttert sehen oder uns zu plötzlichen grossen Umbauten entschliessen müssen, ausgenommen, es handele sich — ich komme auf ein besonderes Beispiel noch zurück — etwa um eine Erweiterung unseres Wissensaufbaus oder um eine bedeutungsvolle Verstärkung und Vertiefung der Fundamente unserer Wissenschaft. Vierkandt hat uns in seinem schönen Buche über die 'Stetigkeit im Kulturwandel' noch kürzlich gelehrt, wie langsam eine Anreicherung unseres Kulturbesitzes erfolgt und wieviel dazu gehört, ehe alle Vorbedingungen eines neuen Gewinns für unsere Kultur sich erfüllt haben. Ich fürchte übrigens sehr, eine historische Periode, die uns schon recht bald folgt, wird für unsere Zeit eine nicht kleine Liste unserer Kulturverluste aufstellen müssen, die manchen von uns doch nicht wenig erschrecken würde.

Bastians Tätigkeit als Organisator der ethnologischen Forschung stand nun von Anfang an unter einem beherrschenden Losungswort, das ihm zuerst nicht immer nur gut gemeinten Spott zuzog, das ihm aber schliesslich doch zu seinem grossen Erfolge verholfen hat, das war das Wort von der zwölften Stunde. Er wusste nur zu gut durch seine ungeheuren Reisen, dass mit der Ausnahme ausserordentlich beschränkter und versteckter Gebiete — ich nenne die durch alle Schrecken des tropischen Urwalds und eines verrufenen Klimas geschützten Stellen im Innersten Brasiliens, Borneos, Neuguineas und dergleichen, daneben aber auch noch besonders das wohl kaum noch lange durch seine politische Rückständigkeit geschützte Albanien, die grosse Terra incognita unserer Welt mitten in Europa — alle übrigen Gebiete dem Weltverkehr und dem Welthandel und ihrer Tätigkeit auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sind. Diese aber schleifen mit unwiderstehlicher Gewalt und mit immer stärker einsetzender Ausgleichung alle Sonderformen ab und alle Unterschiede und Einzelentwicklungen weg.

So hatte sich denn Bastian das hehre Ziel gesetzt, in der letzten Stunde vor dem völligen Verschwinden dieser wichtigen Entwicklungen und Einzelgestaltungen noch alles zu sammeln, um die unwiederbringlichen Verluste wenigstens für die Wissenschaft möglichst zu verringern.

Denn er wusste nur zu gut, dass diese allgemeine Abschleifung und Ausgleichung aller Sonderheiten nicht unter allen Umständen als eine Kulturbereicherung anzusehen sei. Gerade hier zeigen die idealen Forderungen der Wissenschaft und die Richtung, in die das ungeheure

Gewicht unserer Wirtschaft und unserer Technik mit all ihren Machtmitteln die Massen der Menschheit im allgemeinen zwingt, nach ganz verschiedenen Seiten.

Die Geschichte — ich brauche nur an die Tätigkeit Friedrich von Schillers als Professor in Jena zu erinnern — hatte freilich schon seit mehr denn hundert Jahren die Darstellung der Entwicklung der Menschheit als ihre Aufgabe proklamiert, die Naturwissenschaften sind ihr darin ja aber erst im letzten halben Jahrhundert gefolgt, und Anthropologie und Ethnologie wissen nun genau, dass es ihre Aufgabe ist, die durch die Entwicklung bedingte körperliche und geistige Verschiedenheit der Menschheit zu untersuchen.

Volkskunde aber ist ja nur Ethnologie auf unser eigenes Volk angewandt, und soll sich nun unsere Wissenschaft von ihrer Schwester, der Ethnologie, beschämen lassen? Sollten wir uns nicht Bastians so erfolgreiches Feldgeschrei in vollem Umfange und mit zielbewusster Entschlossenheit aneignen? Ist nicht auch für uns die zwölfte Stunde gekommen, in der wir für die breitesten Schichten unseres Volkes den geschichtlichen Zusammenhang und damit zugleich die Möglichkeit der ungestörten Entwicklung mit aller Macht wieder anstreben müssen? Ist es nicht die letzte Stunde, in der wir hoffen können, aus unserem Volksleben wertvollste Materialien zu retten, die in ganz kurzer Zeit unwiederbringlich verloren sein werden, wenn die Reste der zweiten Generation von uns, die noch lebend unter uns weilen, dahingegangen sind?

Die ungeheuerliche Ausdehnung des Industrialismus mit seiner weder in den Grossstädten noch in den Industriebezirken irgendwie und irgendwo wurzelfesten Bevölkerung, die ungeheure Ausdehnung des städtischen Lebens, das leider einen überaus bedenklichen Hauptteil der Gesamtzahl unserer Bevölkerung in Gross- und Kleinstädten, ja selbst in den Industriedörfern in die Mietskasernen und Einzimmerwohnungen mit ihren lichtlosen Höfen einpfercht, ja selbst das ungeheure Anschwellen der Bevölkerung an sich als unorganisierte Masse, die auch da, wo es ihnen materiell eigentlich ganz gut geht und wo sie also nach dieser Seite wohl gedeihen könnte, doch leider fast ganz ohne volkliches Bewusstsein und ohne sie befriedigende ideale Ziele ihres Strebens in geistiger Öde ihr Dasein verbringt, lässt die Zukunft unseres Volkes in allertrübstem Lichte erscheinen. Die besten geistigen Kräfte in diesen Massen liegen brach, weil sie nicht wissen, was sie damit anfangen sollen und für wen und auf welches Ziel hin sie arbeiten sollen. Da kann uns nun auch die Volkskunde, d. h. die Kenntnis vom geschichtlichen Charakter unseres Volkes und von der Geschichte seines Lebens nach den einzelnen Landschaften und nach den verschiedenen Berufsarten, gründlich und nachhaltig helfen, und das ist doch wahrlich eine schöne und eine reizvolle Aufgabe mit grossen Zielen und, wenn wir etwas erreichen, auch mit den wichtigsten

Erfolgen für unser ganzes Volk. Denn was ist das Volk, wenn nicht eine organische, durch die stärksten Bande geschichtlicher Entwicklung zusammengeschweisste und in sich verbundene Masse, das Ergebnis einer unendlich langen geschichtlichen Entwicklung! Zugleich ist das Volk ja aber auch eine Masse, d. h., dass sie mit allen ihren vielen Fehlern und wenigen Vorzügen den Gegenstand einer neuen, in der Zukunft wahrscheinlich sehr wichtigen Wissenschaft bildet, der Soziologie, die den Einfluss und die Einwirkungsmöglichkeit des Einzelnen auf die Masse und die Rückwirkung der Massen auf Gefühlsleben, Gedankentätigkeit und Wirksamkeit des Einzelnen mit neuen Gesichtspunkten und neuen Methoden untersucht.

Festhalten aber müssen wir daneben als ein Ergebnis der Anthropologie, der Ethnologie und der Vorgeschichte, dass, wie Ratzel es immer wieder betonte, die Tiefe der Menschheit unendlich gross ist; dass über die in Tausenden von Generationen festgelegten Schwingungen der Menschenseele uns nur der Gesamtbesitz aller Zeiten und aller Kulturen ein gewisses Verständnis geben kann, also die Psychologie, die Geschichte in ihrem weitesten Umfang, auch aus allen Aussengebieten und aus allen Forschungszweigen, wie Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, und vor allem endlich die Ethnologie und die Volkskunde.

So muss dafür gesorgt werden, dass das uns bis dahin noch so ziemlich unbekannte Seelenleben der Massen als solcher für das öffentliche Leben der Zukunft nicht mehr wie bisher ein ganz unbekannter Faktor bleibt, den man für politische und wirtschaftliche Berechnungen als Zufall einstellen muss, und durch den alle zielbewusste öffentliche Tätigkeit aufs äusserste gefährdet und in Frage gestellt werden kann.

Zunächst scheint ja diese Aufgabe ungemein schwierig, ja dem Laien erscheint, wenn er etwas derart hört, die Lösung zuerst völlig unmöglich. Aber ich brauche ja nur darauf hinzuweisen, dass das, was die Volkskunde auf einem kleineren Gebiet, freilich mit einem grossen Grenzgebiet und zahllosen Ausblicken leisten soll, ihre Schwester, die Ethnologie, auf ihrem ungeheuren Gebiet, unserer Welt, bereits erfüllt hat und sogar in einem viel grösseren Umfang und in viel kürzerer Zeit, als man je vorher erwartet hätte. Freilich geht es, wie mit der Volkskunde, so auch mit der Ethnologie, dass die Betätigung der Geisteswissenschaft auf praktischem Gebiet noch sehr zu wünschen übrig lässt. Wie es in anderen Wissenschaften gegangen ist, so überlassen wir hier viel zu viel der unleugbar öfter vorhandenen angeborenen Begabung. Das geht aber zu einer Zeit nicht, wo alle Urbetriebe der Menschheit der wissenschaftlichen Behandlung und Erkenntnis unterworfen werden. Jahrtausende lang haben wir Brot gebacken und Felle gegerbt z. B., ohne dass wir eine wissenschaftliche Erkenntnis der schwierigen Bedingungen dieser Verfahren hatten. Das geht nicht mehr, jetzt verlangen wir vom Landwirt, vom Bierbrauer, vom

Forstmann wissenschaftliche Kenntnisse. Wir werden auch von unseren Kolonialbeamten draussen und von unseren Verwaltungsbeamten im eigenen Lande verlangen müssen, dass sie das Volk, mit dem sie zu tun haben, kennen sollen, und dies Verlangen wird uns später als ganz selbstverständlich erscheinen. Unnötig viel Missgriffe in der Kolonialgeschichte wären vermieden und bei uns mancher nicht gerade rühmliche Verwaltungskonflikt, wenn das schon bekannt und beachtet gewesen wäre. Es ist ja freilich vergebens, von den früheren Zeiten ein Verständnis zu fordern, welches ihnen doch noch nicht aufgegangen war. So erscheint uns der Kampf älterer Behörden gegen die Spinnstuben oder gar gegen den Tannenbaum ausserordentlich abgeschmackt, aber der immer noch nicht beendete Kampf mit dem Haberfeld ist im Lichte der Volkskunde alles andere wie ruhmvoll für die bayerischen Behörden. Ist es doch nur ein Kampf gegen die im Interesse der Sitte — freilich wie die Leute sie verstehen — organisierte Jungmannschaft eines geschlossenen grossen Bezirks.

Andere Zeiten und andere Völker empfinden gegen ihre Vergangenheit eine gewisse Ehrfurcht; unsere Zeit betrachtet die eigene Vergangenheit meist nur mit ironischem Lächeln, aber werden nicht spätere Zeiten allen Grund haben, über uns zu lachen, wenn sie erfahren müssen, dass die wissenschaftlich gebildeten Stände unserer Zeit, die ihr Beruf auf den lebendigen Zusammenhang, auf den steten persönlichen Verkehr, auf die fortwährende Beeinflussung der Massen in dem einen oder anderen Sinne hinwies, bis in unsere Zeit in bezug auf die Kenntnis ihrer Aufgabe, auf die Kunde von dem Volk ganz und gar der natürlichen Begabung und Veranlagung des Einzelnen überlassen wurde; dass von einem wissenschaftlichen Rüstzeuge für diese, ihre schwierigste Aufgabe bei Lehrern, Geistlichen, Richtern, Verwaltungsbeamten und Ärzten nicht die Rede ist, dass man sich einfach darauf beschränkt, dem Einzelnen seinen Weg und den Dingen ihren Lauf zu lassen, wie der Zufall es fügt?

Es ist kein Wunder, dass gegenüber dem reichen sachlichen Stoff unserer Wissenschaft bei den Vertretern der Volkskunde und so auch bei den Vereinen diese Richtung, ja, wenn ich so sagen kann, das Hauptziel unserer Wissenschaft bis dahin nur wenig zur Geltung gekommen ist. Ich bin aber nicht der Meinung, dass das so bleiben soll, ja, ich bin sogar der Ansicht, dass das gar nicht so bleiben kann, wenn nicht unserem Volke und unserer Sache ausserordentlich viel und grosser Schaden geschehen soll. Es ist aber wahrlich schon Schaden genug geschehen. Im Banne von Vorstellungen, die die geschichtliche Auffassung und die politische Tätigkeit und die der Verwaltung der letzten hundertundzwanzig Jahre beherrscht haben, und die meist auf den genialen Wirrkopf Rousseau zurückgehen, haben sich alle Kulturstaaten Europas bemüht, mit einer Energie, die aufrichtig zu bewundern wäre, wenn sie nicht zu einem Teile

dem lastenden Gewicht des Schemas zuzuschreiben wäre, der Bildung des Volkes zugewendet. Ich will ganz gewiss dem Enthusiasmus, der die besten Männer ihrer Zeit für diese Sache begeisterte, nicht zu nahe treten, aber wir in Deutschland und in den Nachbarländern beginnen jetzt allmählich doch mit grösserem Ernst, wie man das früher tat, auf die Endresultate zu achten. Und da müssen wir denn doch als Vertreter unserer Wissenschaft mit Trauer hervorheben, dass das Leben unseres Volkes unendliche Einbusse erlitten hat. Märchen und Sagen, Kinderspiel und Kinderlied werden durch die Tätigkeit der Schulen und Kindergärten in wenig Generationen, wenn nicht in der ursprünglichen Fassung völlig vernichtet, so doch fast bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet und abgeschliffen sein. Wie soll sich in Grossstadt und Industriestadt mit ihren Mietskasernen volkskundliche Überlieferung, ja, wie soll sich in der Massenanhäufung, in der immer der Rücksichtsloseste am besten vorankommt und deshalb auf die Massen bestimmend wirkt, der Schatz an guter Sitte erhalten, den das Volk mit seinem feinen Gefühl für Pflicht und Recht in Jahrhunderten in allen seinen Schichten, in den höchsten wie in den niedersten, so gut ausgearbeitet und in Schloss und Stadthaus, wie in Bauernhaus und in der Tagelöhnerhütte aufgespeichert hatte?

Ich will hier nicht eine lange Liste aufzählen von den Verfehlungen in dieser Richtung, wie bei der Separation der Gemeindeflur im Interesse rohesten Nutzens oder vielmehr der Steuerfähigkeit, dem Gemeindewesen, der Jugend und den Armen des Dorfs, der Naturschönheit, dem Tier- und Pflanzenbestande, der doch auch seinen hohen geschichtlichen Wert hat, und anderem geschadet worden ist; ich will vielmehr als Beispiel für die Wichtigkeit unserer Wissenschaft einen Notstand, der mit der Einführung der Schulpflicht direkt und indirekt zusammenhängt, erörtern, bei dem sich aber zugleich, dem Charakter unserer Wissenschaft entsprechend, Ethnologie und Volkskunde schwesterlich die Hand reichen.

Naturgemäss mussten für die Bildung, wie sie die allgemeine Schulpflicht mit sich brachte, auch bis dahin unerhörte Lasten aufgebracht werden. Um diese möglichst gering zu halten, glaubte man, das allgemeine Ziel für das Volk: Lesen, Schreiben und einige Grundbegriffe, sei in acht Jahren zu erreichen. Es wurden also Knaben und Mädchen mit etwa 14, höchstens 15 Jahren aus der Schule entlassen. So waren die Knaben, mit Ausnahme der geringen Minorität, die für die sogenannte höhere Bildung bestimmt war, von da an bis zum Eintritt ins Heer, zu dem sie die allgemeine Wehrpflicht zwang, also im allergefährlichsten Alter ohne jede staatlich oder öffentlich organisierte Aufsicht in bezug auf ihre geistige und körperliche Ausbildung. Das war aber doch auch zugleich die Periode, in der das Haus, vielfach noch auf Grund alter Sitte, die Knaben, um nur bei denen zu bleiben, ganz frei gab oder sie doch wenigstens wesentlich freier stellte.

Von Amts wegen kümmerte sich also vom Schulaustritt bis zum Militär absolut niemand mehr um die Knaben. Allmählich konnten aber jedem, der von Amts und Rechts wegen mit der Beobachtung dieser Verhältnisse zu tun hatte, das um sich greifende Verderben unserer männlichen Jugend nicht mehr verborgen bleiben.

Da musste denn den Verständigen auch die Einsicht kommen, dass unser Volk früher diese Verhältnisse in ihrer Wichtigkeit erkannt und sie auch in einer damals seinen Bedürfnissen wohl entsprechenden Weise recht gut geordnet hatte.

Wenn der deutsche Junge aus dem Knabenalter trat — etwa mit 15 oder 16 Jahren —, so fand er auf dem Lande bei der Jungmannschaft, um einen gelegentlich gebrauchten Ausdruck Süddeutschlands und der Schweiz hier allgemeiner anzuwenden, in der Stadt als Lehrling feste Verhältnisse vor, die bis in das späte Mittelalter hinein, und stellenweise darüber hinaus, ihm seinen festen Platz mit genauer Bestimmung von Pflicht und Recht sicherten. Diese wichtigen Verhältnisse hat unsere Zeit vollkommen übersehen.

Vor wenigen Jahren erst, 1902, hat dann Heinrich Schurtz in einer kurzen, aber in ihrer Wichtigkeit keineswegs gewürdigten und ausgeschöpften Studie über Altersklassen und Männerbünde diese wichtigen und merkwürdigen Verhältnisse auf ethnologischem Gebiet in ihrem grossen Zusammenhang nicht nur aufgedeckt, sondern man kann wohl sagen, für uns entdeckt. Er hat auch auf den grossen, so ungeheuer wichtigen, hier tiefeinschneidenden Unterschied zwischen Mann und Frau aufmerksam gemacht, einstweilen, für die breite Öffentlichkeit wenigstens, ohne jeden Erfolg.

Mann und Frau unterscheiden sich nämlich in ihrem sozialen Verhältnis durchaus und ganz und gar, und alle Ausnahmen können an der Wichtigkeit dieses Grundergebnisses nichts ändern.

Mädchen haben, dafür ist ja die Puppe charakteristisch, das Bedürfnis, sich mit kleineren Wesen ihrer Art zu beschäftigen und sie zu pflegen. Deerns sind lütte Möderkens, sagte das plattdeutsche Volk ganz richtig. Knaben haben, so wie sie einigermassen selbständig sind, das Bedürfnis, sich zusammenzuschliessen und sich in Altersklassen abzugliedern. Die Kleinen, das ist der bei den Knaben sich unendlich wiederholende Vorgang, müssen schon deshalb zusammenbleiben, weil die Älteren sie bei ihrem Zusammenschluss herausdrängen, wenn sie sie nicht gerade irgendwie als untergeordnete Hilfsmittel bei ihren Spielen benutzen wollen.

Deshalb hat Schurtz sein schönes Werk auch die Altersklassen und Männerbünde getauft. Dies Bedürfnis ist so naturgemäss, dass es sich über die ganze Erde und durch alle Zeiträume verfolgen lässt, und es steht natürlich in engster Verbindung mit der ebenso natürlichen Organisation der Männer als Verband der Krieger. Wir sehen ja daher auch,

dass die Vertreter jener Bestrebungen, die Frauen und Männer mit gleichen Rechten ausstatten wollen — Bestrebungen, die von der Anthropologie und der Ethnologie nicht gerade viel Förderung und Begründung zu erwarten haben —, die völlige und dauernde Abschaffung des Kriegs und den ewigen Frieden als ein Ideal der Menschheit proklamieren müssen, um nicht sofort über die Einführung der Wehrpflicht, auch für die Frauen, zu stolpern.

Die Lücke, von der ich oben sprach, die zwischen der Schule und dem Eintritt ins Heer klafft, war unter diesen Umständen für die breiten Schichten des Volks ungeheuer fühlbar, doch die Versuche, so gut gemeint sie waren, Fortbildungsunterricht und dergleichen einzuschieben, scheiterten fast überall mehr oder weniger.

Nur dort, wo geborene Pädagogen und Volkskundler die Sache auf eigene Hand durchführen konnten, stellten sich schöne Erfolge ein, die aber meist an eine führende Persönlichkeit geknüpft waren und daher nur zu oft mit dieser untergingen, leider auch oft genug im Schema erstickten.

Denn die aus der eigentlichen Schule entlassenen Knaben hatten das natürliche Gefühl, dass sie nun erwachsen genug seien, um ihre eigenen Wege zu gehen, und wenn sie nicht sehr geschickt geleitet wurden, so dass sie das Gefühl behalten konnten, selbständig zu sein, so leisteten sie allen Erziehungsversuchen stets weitgehenden passiven, oft genug freilich auch erfolgreichen aktiven Widerstand.

Nun ist es aber eine eigentümliche Erscheinung, dass — in einem gewissen Gegensatz zu ihrem Gedanken- und Gefühlsleben die heranwachsenden Knaben in ihrer gewohnheitsgemässen Betätigung ausserordentlich stark an die Tradition gebunden sind. In Sitte und Unsitte machen die Heranwachsenden nach, was die Herauswachsenden einst ihnen vorgemacht haben, während sie im Gefühlsleben zugleich doch einem vorwärtsstürmenden, oft allzuweitgehenden Idealismus anhängen. Das deutsche Studententum ist dafür ja ein deutlicher Beweis, wie mächtig diese Gefühle eine Generation nach der anderen beherrschen.

Wenn wir nun, wie wir dies ja tun müssen, die Knaben in Stadt und Land im Interesse ihrer körperlichen Entwicklung zum Turnen und zu Turnspielen organisieren wollen, so werden wir ausserordentlich viel guten Willen und vielleicht grosse Mittel aussichtslos verschwenden, so lange wir nicht die Ethnologie und die Volkskunde zur Lösung dieser Aufgabe mit heranziehen.

Dass aber solche Turnspiele und andere Gelegenheiten zur körperlichen und ja auch zur geistigen Ausbildung für unsere Knaben zwischen der Schule und dem Heer nicht nur wünschenswert, sondern durchaus notwendig sind, das ist eine Erkenntnis, die sich in den beteiligten Kreisen immer grössere Geltung verschafft. Dass es früher dergleichen

gegeben hat, war vielleicht manchem fremd. Jetzt, wo Kück und Sohnrey ihre Sammlung darüber veröffentlicht haben, darf man daran nicht festhalten. Die Volkskunde aber hat die grosse und wichtige Aufgabe, die Erinnerungen der alten Volksgenossen, die jetzt in den sechziger und siebziger Jahren stehen, in Stadt und Land auszuspüren, mögen sie nun im Altenteil sitzen oder im Spital, um so in dieser zwölften Stunde zu sammeln, was noch zu sammeln ist, und die Regeln der einstmals bodenständigen Spiele wieder in die Praxis einzuführen, damit wir nicht länger unter dem Unsinn zu leiden haben, dass die Kinder unseres deutschen Mittelstandes Football, Cricket oder Hockey and Golf spielen müssen. Wenn auch alle diese Spiele germanisch sind, so sind sie doch von aussen bei uns eingeführt; wir aber haben eigen gewachsene Spiele genug für unsere Bedürfnisse.

Organisiert man nun unsere männliche Jugend durch sich selbst und aus sich selbst heraus, so gewinnen wir damit sicher ein Machtmittel, dass den rücksichtslosen Individualismus, dem die politische und wirtschaftliche Entwicklung einen viel zu grossen Einfluss auf die Massen gewährt hat, kräftig wieder eindämmen kann.

Die Masse, das haben wir gerade wieder erfahren müssen, lässt sich nicht durch Polizeiverordnungen binden, viel weniger folgt sie den Beweggründen der sogenannten Vernunft. Bindend für die Masse sind nur die Sitten und die Sitte. Da kann nun unsere Wissenschaft mit vollen Kräften eingreifen, das Feld ist leider nur zu gross, zuviel ist zerstört und nur wenige sind der Helfer. Lassen Sie uns aber alle zu unserem Teil dahin arbeiten, dass das nicht mehr so sei, dass die Volkskunde der alten guten Sitte wieder zu ihrem Rechte verhelfe. Denn es ist eine ganz falsche Auffassung und ein Fehler in unserer allzuweitgehenden Überbildung einer wesentlich auf das Einzelwesen gerichteten philosophischen Strömung, wenn die Masse in jedem Einzelfalle eine Entscheidung darüber treffen soll: Sollen wir dies tun, sollen wir jenes lassen?

Viel einfacher ist es, wenn wir nach dem Beispiele unserer Vorväter die Massen in all den Tausenden Einzelfällen, wie sie an jeden einzelnen in der Masse so oft herantreten, vor einer eigenen Entscheidung behüten und sie vielmehr einfach, aber entschieden durch die Überlieferung an die Sitten und sie dadurch auch wieder an die gute Sitte binden.

Berlin.

Das Hickelspiel in Frankfurt a. M.

Von **Karl Wehrhan.**

Das Spiel der Kinder, von dem hier die Rede sein soll, ist fast überall in deutschen Gauen bekannt und beliebt, wenn es auch die verschiedensten Namen aufzuweisen hat; man nennt es (nach Franz Magnus Böhme, Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1897 S. 599) Paradiesspiel, auch Paradies- und Himmelhuppen oder Tempelhuppen in Österreich, hier und da auch Wochenhüpfen, in Schleiz heisst's Hicke, in Südwestdeutschland Hüpfeldrei[1]. Diese Namen erklären sich aus dem Spiel; einmal wird dabei gehüpft oder gehuppt, dann heisst ein Teil der in den losen Sand gezeichneten Figur der Himmel, der Tempel oder das Paradies, und endlich werden in einigen Gegenden statt der Zahlen die Namen der Wochentage in die Felder der Figur eingetragen, was den Namen Wochenhüpfen hat bilden lassen.

In Frankfurt a. M. heisst das Spiel 'Hickelspiel', d. h. Hüpfspiel (hickeln = hüpfen im Frankfurter Dialekt), so dass der Name mit jenen Bezeichnungen auf einer Stufe steht; es wird jedoch auch Hickelkreis genannt, wahrscheinlich, weil eine Abart der Spielfigur Ähnlichkeit mit einem Kreis hat. Im übrigen finden die Kinder durchaus keinen Anstoss daran, jede der zu dem Spiel benötigten Figuren mit dem Ausdruck 'Kreis' zu bezeichnen, mögen sie nun in Wirklichkeit quadratisch, rechteckig, kreuz- oder N-förmig sein.

Die verschiedenen Spielarten oder Spielformen des Hickelspiels in Frankfurt a. M. haben wieder verschiedene Namen erhalten: Deutscher Kreis, französischer Kreis, langer Kreis, Enncheskreis usw. Es wird bei der Beschreibung der einzelnen Spiele noch darauf eingegangen werden.

Das Spiel wird im Anschluss an eine Figur ausgeführt, die mit dem Absatz des Schuhes in den weichen Sand der weiten Anlagen oder in den Kies der Schulhöfe gezogen wird. Figuren wie Spielausführung sind sehr verschieden, unterscheiden sich selbst in den einzelnen Stadtteilen, ja, ein kleiner Bub, den ich deswegen befragte, erklärte mir, das Spiel würde selbst in jeder Strasse anders gespielt. In der Tat habe ich eine so grosse Mannigfaltigkeit in ein und demselben Spiel selten gefunden. Die einfachste Figur ist die auf Seite 235 abgebildete. Sie besteht aus einem in acht Felder geteilten Rechteck (Kreis); die Zahlen fehlen häufig.

---

1) [Hans Meyer, Der richtige Berliner 1904 S. 15 'Schafskopf'. Schumann, Lübecker Spielbuch 1905 S. 96 mit Anm. Höhr, Siebenbürgische Kinderspiele 1903 S. 73. De Cock-Teirlinck, Kinderspel in Zuid-Nederland 1, 309. Kristensen, Danske Börnerim 1896 p. 544. Pitrè, Giuochi fanciulleschi siciliani p. 141.]

Zu dem Spiel gebraucht man ferner einen platten, glatten Stein, den sich jeder Mitspieler nach Belieben aussuchen kann. Die Spielausführung ist in einfachster Form nun folgende: Der erste Spieler wirft seinen Stein in irgend ein kleines Rechteck und hüpft dann, bei 1 anfangend, dem Steine nach, um ihn zu holen; beim Steine angelangt, darf er sich bücken und kann nun ohne zu hüpfen, nach 8 hin den 'Kreis' verlassen. Das muss er sechsmal wiederholen, aber möglichst das Feld, in das er den Stein wirft, wechseln, doch ist es kein zwingendes Erfordernis. Gelingt ihm das Werfen und nachfolgende Hüpfen sechsmal, ohne mit dem Steine einen Strich (der Schüler sagt: einen Kreis) zu treffen oder mit seinem Fusse den Strich zu berühren, so darf er in irgend ein Feld der Figur seinen Namen schreiben. Auf diesem Felde darf er sich nun bei jeder Wiederholung des Spiels ausruhen, d. h. mit beiden Füssen zugleich den Boden berühren, während es allen andern Mitspielern untersagt ist, dies Feld zu betreten. Gewinnt er wieder, so darf er sich noch ein anderes Feld als Ruhehäuschen aussuchen usw. Wenn er seinen Namen hineinschreibt, so tut er das meistens mit einem einfachen N, oder er macht ein Kreuz in das betreffende Feld. Sobald ein Spieler gegen die Spielregel verstösst, kommt ein anderer dran. Die Bezeichnung oder Zählung der Felder wechselt insofern, als man auch wohl bei den linksseitigen vier Feldern zuerst zu zählen anfängt, so dass also Nr. 8 zu Nr. 1 wird. Doch ist diese Zählung seltener.

5	4
6	3
7	2
8	1

Fig. 1.

Wichtiger sind verschiedene Spielabweichungen, von denen die hauptsächlichsten hier noch angegeben werden sollen. Der Stein muss ins erste Feld geworfen und hüpfend wieder geholt werden, dann ins zweite Feld usw.; der Spieler kehrt jeweils auf denselben Feldern zurück, auf denen er hingehüpft ist, bis alle acht Felder durch sind. Dann muss der Spieler durch alle acht Felder blind gehen, d. h. er muss die Augen schliessen und den Kopf hintüber halten, dass er die Striche nicht sehen kann; auch hierbei darf er nicht auf den 'Kreis' treten. Nun wird der Stein auf einen Fuss gelegt und mit offenen Augen durch die einzelnen Felder getragen; in diesem Falle wird, ebenso wie beim Blindgehen, nicht gehickelt, sondern einfach gegangen. Dann wird der Stein vom Fusse aus dreimal in die Höhe geworfen und mit der Hand wieder gefangen. Endlich muss der Spieler dreimal durch alle acht Felder laufen, ohne einzuhalten. Jetzt erst ist der Spieler aus und kann sich, wie schon oben bemerkt, ein Ruhehäuschen wählen.

Eine andere Spielart kennt folgende Abweichungen: Der Stein wird erst ins erste, dann ins zweite usw. Feld geworfen, dann jedesmal hüpfend abgeholt, nur darf der Spieler nicht wieder zurück, wie eben erwähnt,

sondern er muss weiter hüpfen, alle acht Felder durch, also achtmal hintereinander. Ferner wird vor dem Durchgehen (mit dem Stein auf dem Fusse) der Stein durch alle acht Felder hindurchgeschickt, d. h. er wird vor das erste Feld ausserhalb der Figur auf den Boden gelegt und mit dem Fusse weiter gestossen, ohne dass er auf den 'Kreis' kommen darf. Eine Verschärfung dieses Spiels besteht noch darin, dass der Stein bei jedem Felde nur einmal angestossen werden darf; wer ihn beim erstmaligen Anstossen nicht auf das folgende Feld hinüberschnickt, ist ab, und der folgende kommt dran.

Wer bei allen diesen und auch den folgenden Spielarten gegen eine einzige Spielregel verstösst, wer also z. B. auf einen Strich tritt, oder einmal einen mit dem Fusse in die Höhe geworfenen Stein nicht fängt, muss wieder ganz von vorn anfangen, was streng gehandhabt wird.

Wenn die Figur nicht aus acht, sondern aus mehr Feldern besteht, meistens aus zehn oder zwölf Feldern, nennt man das Spiel 'langer Kreis', während die einfachere Form unter dem gewöhnlichen Namen Hickelkreis, Kreis, hier und da auch wohl 'kurzer Kreis' bekannt ist. Beim 'langen Kreise' kommen im allgemeinen dieselben Spielregeln in Anwendung, wie sie oben angegeben sind, nur einige Abweichungen mögen hier Platz finden: Während man den Stein aus dem ersten und dann aus dem zweiten Häuschen wieder holt, also nicht alle Felder durchhickelt, muss man von dem dritten Felde ab nach dem Aufheben des Steines jeweilig weiterhickeln, alle Häuschen durch; ferner muss der Spieler dreimal durch alle Felder durchhickeln, nicht, wie oben erwähnt, nur durchlaufen.

Der sogenannte 'französische Kreis' unterscheidet sich nur in der Figur, sonst aber nicht wesentlich von den bisher genannten Spielweisen; es liegt ihm nachstehende Zeichnung (Fig. 2) zugrunde.

Hier ist der 'Kreis' also auch in acht Felder abgeteilt, nur haben diese infolge der diagonalen Linien dreieckige Form, wodurch das Spiel etwas schwerer gestaltet wird. Der Mittelraum ist, wie bei dem noch zu besprechenden eigentlichen 'deutschen Kreis', ein für Stein wie Spieler verbotener Raum, es darf also kein Stein hineingeworfen oder hineingeschnickt werden, auch darf der Spieler nicht hineintreten. Die Ausführung des Spieles unterscheidet sich aber weiter nicht von den schon mitgeteilten Spielweisen. Der Name 'französischer Kreis' setzt das Spiel in bewussten Gegensatz zu dem folgenden eigentlichen 'deutschen Kreise'. Woher diese Namen zu erklären sind, vermag ich augenblicklich nicht anzugeben.

Der 'Kreis', wie er mit Ausnahme des letztgenannten bisher beschrieben ist, wird auch wohl als 'deutscher Kreis' bezeichnet, doch kommt diese Bezeichnung vor allem folgender Abart in Frankfurt a. M. zu, deren Figur aus nachstehender Zeichnung (Fig. 3) zu ersehen ist.

Das Charakteristische an dieser Figur ist der sich oben ansetzende Raum *a*, das Paradies genannt, aus dessen Bezeichnung sich die eingangs angeführten Namen Paradiesspiel usw. ergeben. Das Paradies stellt den Raum dar, in dem sich die Spieler aufhalten dürfen, die mit dem Spiel durchgekommen sind; von dort aus können sie sehr bequem das Spiel ihrer Mitspieler überwachen und leicht erkennen, wenn sich jemand gegen die Spielregel vergangen hat. Der in der Längsmitte angegebene Freiraum ist ein unwesentliches Stück der Figur und kann fehlen, er stellt allerdings (wie beim französischen Kreise) für das Spiel eine Verschärfung dar, denn auch in ihn darf der Stein nicht fallen, und der Spieler muss ihn wie jeden Strich meiden. Es brauchen nicht gerade zehn Felder zu sein, aus

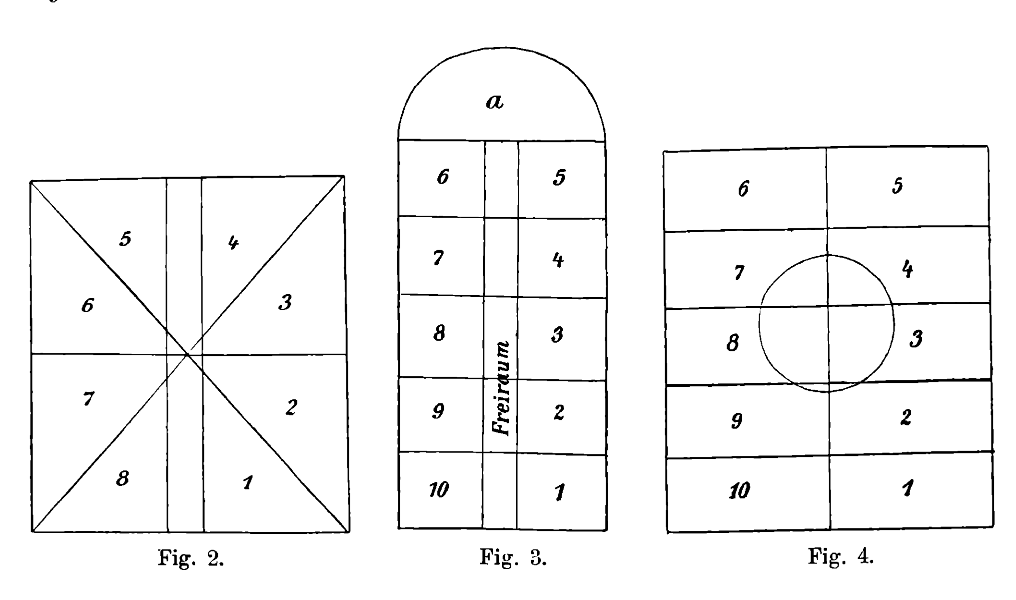


Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4.

denen die eigentliche Spielfigur besteht, es genügen auch acht Felder, wie andererseits auch selbst zwölf derselben zu finden sind; in dieser Beziehung stellt also der 'deutsche Kreis' eine Abart des kurzen und langen Kreises dar. Die Ausführung des Spieles ist beim deutschen Kreis und dem Paradiesspiele die schon oben beschriebene; jeder Mitspieler ist hier bestrebt, wie er sich ausdrückt, 'in das Paradies zu kommen.'

Eine eigenartige Variation des Hickelspiels wird in der vorstehenden Zeichnung (Fig. 4) zum Ausdruck gebracht.

Hier ist das Paradies in die Mitte der Spielfigur gelegt, jedenfalls für die konkurrierenden Mitspieler ein zur Beobachtung sehr geeigneter Aufenthalt. Das Paradies hat hier wenigstens annähernd (dem Kinde kommt es ja nicht genau darauf an) die Gestalt eines Kreises. Der Kreis hat in gewissen Fällen auch noch eine andere Bedeutung. Zuweilen verlangt die Spielregel nämlich, — wie schon oben hervorgehoben, weichen die Spielregeln selbst in den einzelnen Strassen voneinander ab — dass

die Spieler, die noch nicht aus sind, also das Anrecht auf ein Ruhehäuschen noch nicht erworben haben, diesen Kreis in der Mitte überspringen müssen. Dann schreibt derjenige, der alle Bedingungen erfüllt hat, seinen Namen in den Kreis ein, der in diesem Falle also als Ruhehäuschen dient. Um das Überspringen zu ermöglichen, hüpft man dann nicht in der durch die Ziffern angegebenen Reihenfolge durch die Felder, sondern von einem Felde der einen Seite nach dem schräg gegenüberliegenden Felde der anderen Seite, also in der Reihenfolge der Felder 1, 9, 3, 7, 5, 6, 4, 8, 2, 10. Man sieht, die kleinen im Spiel ausserordentlich ausdauernden Künstler machen es sich nicht immer leicht, Lorbeeren zu erringen.

Eine andere Form des Spiels, die an die oben genannte des 'deutschen Kreises' erinnert, auch wohl dieselbe Bezeichnung führt, wird durch Verbreiterung der Spielfigur erzielt. Man legt die Figur so an, dass nicht

5				6
4				7
3				8
2				9
1				10

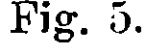


Fig. 5.

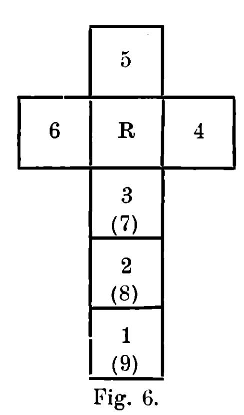


Fig. 6.

zwei, sondern vier oder fünf Felder nebeneinander entstehen. Schon beim deutschen und französischen Kreise haben wir gesehen, dass in der Mitte ein schmales Feld der Länge nach eingefügt war; in diesem Falle schiebt man noch fernere zwei oder drei Felder ein. Die Zeichnung (Fig. 5) für den letztgenannten Fall würde demnach wie oben abgebildet aussehen.

Für diese Figur gibt es zwei Hauptspielweisen. Nach der einen darf der Stein hingeworfen werden, wie es das Belieben des einzelnen Spielers wünscht, also in ein Feld jeder Längsreihe, einerlei ob links, rechts oder in der Mitte usw. Demgemäss ist auch nicht bestimmt, in welcher Längsreihe der Spieler hüpfen muss, dieser kann ferner sein Ausruhehäuschen bezeichnen, wo er will, nur darf ein ihm folgender Spieler niemals in das als Ruhehäuschen gewählte Feld werfen, muss es, wie in allen andern schon genannten Abweichungen des Hickelspiels, stets überspringen, da das Ausruhen nur dem Besitzer zusteht. Bei dieser Spielausführung darf der Spieler auch schräg hüpfen, ist also nicht gebunden, eine Längsreihe innezuhalten.

Etwas anders ist die Ausführung des Spieles für den Fall, für den die in der Zeichnung angegebenen Ziffern massgebend sind. Hier schliesst sie sich eng an die oben ausgeführten Spielweisen an, d. h. der Spieler wirft seinen Stein in das Feld Nr. 1, hüpft hinein, hebt den Stein auf und durchhüpft dann die erste Längsseite, die obere Querseite und wieder zurück zu Nr. 10; jetzt wird der Stein auf Nr. 2 geworfen und das Hüpfen wiederholt sich in derselben Reihenfolge usw. Auch das Blindgehen, das dreimalige Durchlaufen, bzw. Durchhüpfen, das Schnicken usw. ist bei dieser Figur nicht unbekannt.

Eine bedeutende Abweichung von den bisherigen Spielfiguren zeigt uns die auf S. 238 abgebildete Kreuzform (Fig. 6.).

Die Ausführung des Spiels schliesst sich eng an die schon angegebenen Weisen an. Der Stein wird auf Nr. 1 geworfen, dann wird in der Reihenfolge der Ziffern (nachdem der Stein aufgehoben worden ist) durch alle Häuschen gehickelt, so dass viermal kreuzweise gehickelt wird und die Häuschen 1 bis 3 doppelt betreten werden; dann wird der Stein auf Nr. 2 geworfen usw. Nachdem so der Stein auf allen mit Ziffern bezeichneten Feldern gelegen hat und geholt worden ist, legt man ihn auf den Fuss und geht durch die Felder; dann schnickt man ihn, geht blind durch alle Häuschen und läuft endlich dreimal hindurch, wobei der Stein wegbleibt. Wer alle diese Bedingungen ohne Unterbrechung erfüllt hat, darf bei jedem folgenden Hüpfen oder Schnicken usw. in dem durch *R* bezeichneten Felde ausruhen. — Eine weitere Form des Hickelspiels lehrt uns die vorstehende Zeichnung (Fig. 7) kennen.

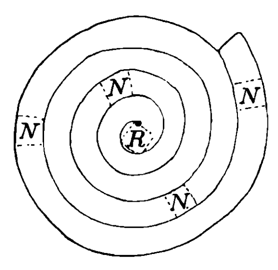


Fig. 7.

Dieser 'Kreis' heisst bei den Spielern 'runder Kreis', 'Schlangenkreis' oder 'Schneckenkreis', der natürlich durch Weiterziehung der äusseren Linie oder durch Weglassung eines Teiles derselben vergrössert oder verkleinert werden kann. Das mit *R* bezeichnete Viereck in der Mitte darf wegbleiben, die mit *N* bezeichneten Vierecke geben wieder die schon aus früheren Mitteilungen bekannten Ruhehäuschen an. Die einfachste Ausführung des Spiels besteht darin, von dem äusseren Anfange der Schnecke nach innen und wieder zurück zu hüpfen. Wem das ohne Unterbrechung und ohne Berührung eines Striches gelingt, darf auf einer beliebig von ihm zu erwählenden Stelle der Figur ein Ruhehäuschen errichten, das nur von ihm benutzt werden darf, von jedem andern aber übersprungen werden muss. Schwierig gestaltet sich die Überspringung in dem Falle, dass mehrere Spieler ihr Ruhehäuschen hintereinander errichten, so dass der zu überspringende Raum an Länge beträchtlich zunimmt; mag dieser Raum nun auch noch so gross sein, er muss übersprungen werden, sonst ist für den betreffenden Spieler jeweils

das Spiel aus und ein anderer kommt dran. In einigen Fällen erlaubt die Spielregel, in dem mit *R* bezeichneten Felde in der Mitte auszuruhen. Eine Verschärfung des Spieles besteht darin, dass man, um ein Ausruhehäuschen zu erhalten, nach dem Hickeln den 'Kreis' blind, d. h. mit nach oben gerichteten Antlitz durchgehen muss.

Eine andere Ausführung erfordert für die Schaffung eines Ruheplatzes das dreimalige erfolgreiche Durchhickeln hintereinander.

Im allgemeinen ist das Hickeln im Schlangenkreise ohne Stein üblich, doch ist auch der Stein dabei nicht ganz vergessen, wodurch die Ausführung natürlich wieder bedeutend erschwert wird. In diesem Falle muss der Stein in das in der Mitte befindliche Viereck geschleudert werden; dann erfolgt das Durchhickeln bis zum Steine hin, worauf der Stein auf den Fuss gelegt und zurückgetragen werden muss. Er darf dabei nicht

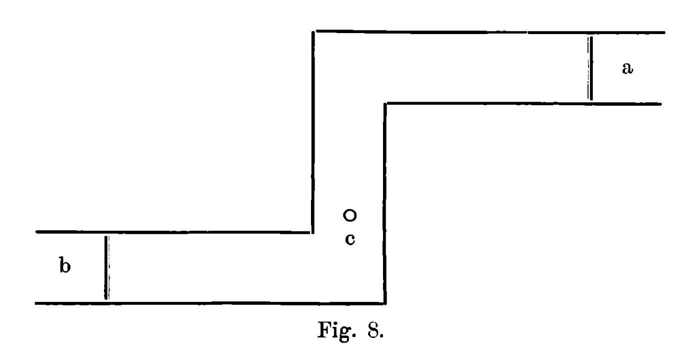


Fig. 8.

herunterfallen, wie auch der Strich hier wie sonst niemals berührt werden darf.

Zu einer ganz neuen Art des Hickelspiels führen uns die folgenden Figuren und Spiele, die sogenannten 'Ennchesspiele'. Der Name ist abgeleitet von dem grossen Buchstaben N, dessen Linienführung eine entfernte Ähnlichkeit mit der Zeichnung der Spielfigur hat. Ennches oder N-ches ist die Frankfurter Diminutivform von N. Vielleicht hat, wie man wohl aus dem Namen schliessen könnte, die ursprüngliche Figur grössere Ähnlichkeit mit dem Buchstaben N gehabt. Die Spielfigur (Fig. 8) sieht, wie oben abgebildet, aus.

Der meinetwegen bei *a* stehende Spieler (er kann ebensogut auch bei *b* stehen), wirft seinen Stein nach irgend einem beliebigen Orte innerhalb der Figur, beispielsweise nach *c*, alsdann hickelt er von seinem Standpunkte aus dem Steine nach, hebt ihn auf und hickelt weiter nach *b*, aber immer auf dem durch die Figur angebenen Wege, ohne den Strich nur zu berühren, der auch von dem Steine nicht getroffen werden darf. In *b* angelangt, nimmt der Spieler seinen Stein und wirft ihn direkt nach *a* zurück und hickelt ihm wieder nach; jetzt hat er das Recht auf ein Häuschen, dessen Platz er sich wieder nach Belieben innerhalb der Figur

wählen darf und das ihm das Vorrecht verleiht, sich bei nachfolgenden Spielen darin auszuruhen. Jeder Spieler darf sich so viel Häuschen machen, als es ihm gelingt, Spiele ohne Verstoss gegen die Regel zu vollenden.

Eine Verschärfung des Spiels besteht darin, den Stein nicht aufzuheben, sondern weiter zu schnicken; andere Spielausführungen verlangen für das Schaffen eines Häuschens das zwei- oder mehrmalige Hin- und Herwerfen des Steines mit nachfolgendem Hickeln oder Schnicken. Immer muss das Hickeln ohne Einhalten geschehen, nur, wer ein Ruhe-

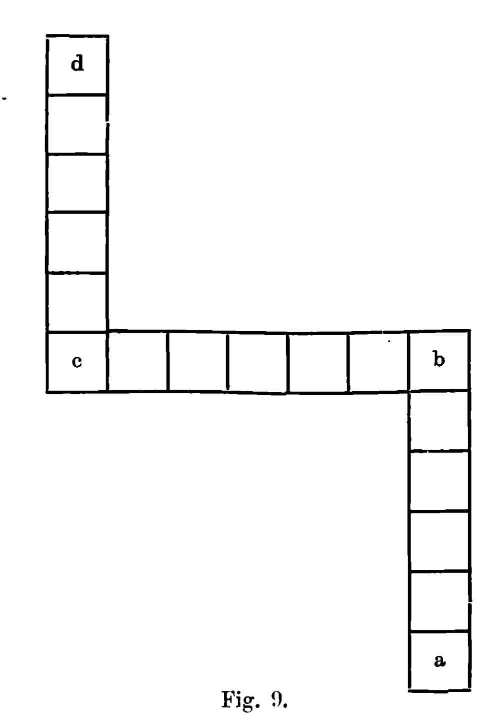


Fig. 9.

häuschen hat, darf sich diesen 'Luxus' erlauben. Eine Weiterführung der Schwierigkeiten besteht darin, den Stein auf dem Fusse durchzutragen usw., ähnlich also wie bei den oben angegebenen Spielen.

Bedeutender ist schon die in obiger Zeichnung (Fig. 9) angeführte Spielart.

Die Ausführung zu dem in dieser Figur angedeuteten Spiele ist ziemlich schwierig und zusammengesetzt. Der Spieler wirft von *a* aus seinen Stein nach *c*, hickelt hin (immer auf der Figur und ohne einen Strich zu berühren) und holt den Stein nach *a* zurück. Dann wirft er ihn von dem gleichen Standpunkte aus nach *d* und hickelt nach *d*. (Dieses Hickeln wird von einigen nicht gefordert, man begnügt sich hier und da mit dem blossen Gehen von *a* nach *d*). Von *d* aus wird der Stein

nach *b* geworfen, auf der Figur wird nachgehickelt, der Stein aufgehoben und dann weiter nach *a* gehickelt.

Endlich muss der Spieler blind von *a* nach *c* (oder auch nach *d*) und wieder zurück nach *a* hickeln. Dabei darf niemals ein Strich berührt oder neben die Figur getreten werden, sonst ist das Spiel für ihn aus, bis er wieder an die Reihe kommt. Verschärft wird das Spiel durch die Bestimmung, dass mit dem aufgehobenen Steine nicht gehickelt, sondern nur geschnickt werden darf, was bei der grossen Anzahl von Strichen nicht leicht ist. Übrigens ist die in der vorstehenden Figur gegebene Anzahl der Felder nicht gerade immer massgebend, die Kinder statten ihre Enncheskreise oft noch reichlicher aus, bleiben auch manchmal hinter der angegebenen Zahl der Felder zurück. Wer die Bedingungen erfüllt, darf sich wieder ein Ruhehäuschen errichten, wo er will. Das ist, wie immer, der einzige und bescheidene Lohn oder Lorbeer für den eifrigen Mitspieler.

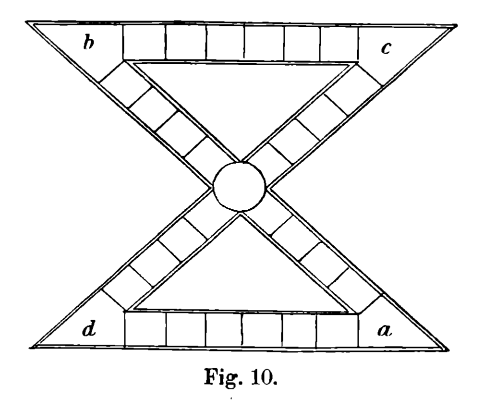


Fig. 10.

Ein zusammengesetztes Ennchesspiel ist das aus der obigen Fig. 10 ersichtliche Windmühlspiel.

Der Spieler hickelt, bei *a* anfangend nach *b*, von da nach *c* und dann nach *d* und über *a* nach dem mittleren Kreise. Wer das fertiggebracht hat, darf sich ein Ruhehäuschen machen. Der Kreis in der Mitte muss überhickelt werden. Das Spiel kann mit und ohne Stein ausgeführt werden, wodurch die Schwierigkeiten natürlich wechseln. Der Stein kann dann entweder in den Kreis auf dem Kreuzungspunkte oder der Reihe nach auf die verschiedenen Felder geworfen werden, so dass sich die weitgehendsten Kombinationen ergeben. Auch hier werden Ruhehäuschen errichtet. — — —

Das hier behandelte Hickelspiel entstammt in seinen verschiedenen Ausführungen und Arten vorwiegend nur einem einzigen Stadtteil Frankfurts, nämlich dem Nordend. Ob ich hier alle Abweichungen dieser Gegend verzeichnen konnte, kann ich mit Bestimmtheit nicht behaupten; im übrigen Teile Frankfurts werden aber jedenfalls noch andere Spielweisen

des Hickelspiels zu finden sein. Aber eins zeigt uns diese Zusammenstellung mit aller Deutlichkeit doch, nämlich die ungemein grosse Reichhaltigkeit der schaffenden Phantasie unserer Jugend, von der wir oft annehmen, dass sie mit nüchternem Innern ausgestattet sei. Und man erkennt beim Spiel kaum den Schüler wieder, der in der Schule keiner Anstrengung fähig erscheint, der immer getrieben werden muss, der auch zu Hause zu nichts Ordentlichem zu gebrauchen ist, wie mir eine besorgte Mutter einmal sagte. Hier beim Spiel ein Eifer, der in Erstaunen setzt, hier eine unermüdliche Wiederholung der geforderten Spieltätigkeiten, um die Aufgabe zu lösen. Denn wie wir aus den verschiedenen Spielausführungen ersehen haben, ist die Erreichung des Zieles nicht überall gerade leicht gemacht. Wie kompliziert sind die Anforderungen! Und sie müssen gewissenhaft erfüllt werden, dafür sorgen die konkurrierenden Mitspieler, denen sich jeder gern unterwirft, wenn auch zuweilen arge Meinungsverschiedenheiten ausgetragen werden. Stundenlang hat der kleine Bub, das etwas ungelenke Mädchen zu spielen, bis endlich der Mühe Preis in Gestalt eines bescheidenen und nichts Materielles darstellenden Ruhehäuschens erworben ist. Immer wieder mit eisernem Eifer und nie ermüdender Geduld werden die verschiedenen Sprünge usw. wiederholt, Tätigkeiten, die von uns Erwachsenen oft als so langweilig, als so nüchtern und uninteressant empfunden werden.

An und für sich ermüdet also eine oftmals wiederholte Tätigkeit, und sei sie nach unsern Begriffen noch so einfach und nüchtern, das Kind nicht, im Gegenteil, die von Erwachsenen oft beliebte Abwechslung würde ein Kind nicht befriedigen, was für Schule und Leben eine nicht genug zu beherzigende Lehre gibt. Die moderne Richtung der Pädagogik würde dabei nicht immer gut abschneiden, und die überhäufte Versorgung des Kindes mit allen möglichen Spielsachen in der Familie trifft sicherlich auch nicht das richtige.

Frankfurt a. M.

Brummshagensch und Vater Bümke, zwei pommersche Sagengestalten.

Von **Alfred Haas.**

Vor ungefähr Jahresfrist machte mich Herr Prof. Dr. Wossidlo in Waren auf eine eigentümliche Spukgestalt aufmerksam, die er unter dem Namen 'Brummshagensch' oder 'Brummshagensch mit'n Pirkopp' im mecklenburgisch-vorpommerschen Grenzgebiet, in der Nähe der Stadt Damgarten angetroffen habe. Da ich von diesem Wesen niemals etwas

gehört hatte, so liess ich durch meinen Bruder, Pastor O. Haas in Langenhanshagen (Kr. Franzburg), Nachforschungen anstellen, die auch bald von Erfolg gekrönt waren. Es gelang ihm in kurzer Zeit, mit Hilfe der Herren Pastor Hoepffner in Saal, Lehrer Böttcher in Bartelshagen bei Lüdershagen und Lehrer Fritz in Langendamm bei Damgarten die hier folgenden Sagen und Erzählungen über Brummshagensch zu sammeln.

1. Vor langen Jahren hat in Saal (Kr. Franzburg) eine Bauersfrau mit Namen Brummshagensch gelebt, die öfter Reisende, namentlich Vieh- oder Pferdehändler, mit ihrem Fuhrwerk nach Rostock beförderte. Eines Tages hatte sie einen Viehhändler dorthin zu fahren, der eine wohlgefüllte Geldkatze um seinen Leib geschnallt trug. Diesen Mann soll Brummshagensch in ihrer Geldgier umgebracht haben. Seitdem aber soll die Ruhe von ihr gewichen sein, und nach ihrem Tode ging sie als Spuk um, indem sie den ins Dorf Kommenden oder aus dem Dorf Gehenden aufhackte, ihnen Angst und Beschwerde verursachte und sie am Weitergehen hinderte. Den Leuten blieb schliesslich nichts anderes übrig, als den Saaler Pastor zu Rate zu ziehen. Dieser bannte nun Brummshagenschen an eine bestimmte Stelle des Saaler Holzes, den sogenannten Kauhläger (den Ruhe- oder Lagerplatz für die Kühe des Försters), und erlaubte ihr, von hier jedes Jahr nur um einen Hahnenschrei näher nach Saal heranzukommen. Eine Zeitlang liess Brummshagensch nun nichts mehr von sich hören. Als sie dann aber von neuem in der Nähe des Dorfes zu rumoren begann, wurde sie zum zweitenmal nach dem Kauhläger gebannt, und jetzt wurde ihr nur gestattet, alle Jahr einen Hahnentritt näher zu kommen. Seitdem ist sie noch nicht wieder aus dem Walde herausgekommen. Im Walde aber spukt sie bis auf den heutigen Tag weiter.

2. Brummshagensch lebte vor ungefähr hundert Jahren, zur Zeit der französischen Okkupation. Sie soll damals einen französischen Offizier, der mit der Kriegskasse bei ihr im Quartier lag, getötet haben, indem sie ihm die Kehle durchschnitt. Mit der Kasse soll sie in den Wald geflüchtet sein und sodann ein unstetes Leben geführt haben. Nach ihrem Tode ging sie als Spuk um, bis sie von dem damaligen Saaler Pastor durch einen grossen Aufzug in ein in der Saaler Forst gelegenes Wasserloch gebannt wurde, welches noch jetzt den Namen 'Brummhagensche Pohl' führt. In der Nähe dieses Pfuhles geht sie noch jetzt als Spukgeist um, und wenn ein Fremder nichtsahnend an dem Wasserloch vorübergegangen ist, so wird er von den Einheimischen gefragt, ob ihm auch Brummshagensch aufgehackt sei. — Alle Jahr an einem bestimmten Tage, zu der Zeit, wo der erste Hahnenschrei auf ihrem früheren Gehöft ertönt, darf sie sich dem Saaler Gottesacker um einen Schritt nähern. Erlöst ist sie aber erst, wenn sie den Gottesacker in Saal ganz erreicht hat. Das kann aber noch viele, viele Jahre währen.

3. Brummshagensch hat zur Zeit der Unglückskriege mit ihrem Manne in bitterer Armut gelebt; plötzlich aber sind die Leute sehr reich geworden. Das soll daher gekommen sein, dass das Ehepaar einen Marketender umbrachte und sich dessen Geld aneignete. — Brummshagensch ist später eines unnatürlichen Todes gestorben und hat im Grabe keine Ruhe finden können. Sie ist umhergeirrt und hat viel Unheil angerichtet. — Ein Mann, der sich auf das Besprechen von Geistern verstand, hat sie dann in die Saaler Forst auf den sogenannten Kuhläger — das soll eine Insel sein, die sich in einer kleinen Vertiefung (Wasserloch) befindet — gebracht. In der Johannisnacht soll sie dann auf einen Hahnen-

schrei aus der Forst herauskommen. Es wird auch erzählt, dass sie schon ein zweites Mal in die Forst zurückgebracht worden ist.

4. Brummshagensch hackt den durch den Wald gehenden Leuten auf und macht es ihnen blutsauer, vorwärts zu kommen. Die Pferde der Fuhrleute hält sie auf, dass sie nicht aus der Stelle können. So soll noch vor ungefähr sechs Jahren ein Ribnitzer Fuhrmann, der durch den Wald fuhr, von Brummshagenschen aufgehalten worden sein. Nachdem er sich stundenlang vergeblich bemüht hatte, loszukommen, gelang es ihm endlich um ein Uhr nachts, als die Geisterstunde vorbei war, weiter fahren zu können. Der Mann ist aber durch das Erlebnis so in Angst gekommen, dass er bald darnach in Ribnitz gestorben ist.

5. Der Brummshagensche Pohl liegt an der alten Landstrasse, die von Damgarten über Schlichtemühle nach Saal, Barth und Stralsund führt. Sobald nun jemand, der diese Landstrasse benutzte, an das verrufene Wasserloch kam, so konnte er plötzlich nicht weiter, wenn er sich auch noch so sehr abmühte. Selbst Fuhrwerke blieben an der Stelle stecken, ohne dass irgendein Hindernis wahrzunehmen gewesen wäre. Erst wenn die bestimmte Stunde des Spukes vorüber war, war die Landstrasse wieder frei, und dann konnten Fussgänger und Wagen ungehindert weiter kommen.

6. Vor ungefähr sechzig Jahren hatte der Administrator eines in der Nähe von Damgarten gelegenen Gutes einmal seinen Herrn auf der vorgenannten Landstrasse zu begleiten. Der Wagen, auf dem sie fuhren, war mit vier Pferden bespannt, von denen zwei in Saal ausgespannt und nach dem Gut zurückgeschickt werden sollten. Als nun der Wagen in die Nähe von Brummshagensch-Pohl kam, konnte er plötzlich nicht weiter. Ein Hindernis war nicht zu entdecken, die Pferde waren jung und stark, der Wagen leicht und der Weg leidlich gut. So konnte also nur Brummshagensch Schuld daran sein. In dieser Not wusste der Kutscher Rat: er verstand es, mit der Peitsche einen Kreuzknoten zu schlagen — das soll eine doppelte Schleife sein —, und als er das getan hatte, konnte der Wagen sogleich weiter fahren.

7. Eines Abends kamen zwei Leute von der Rostocker Werft und gingen auch durch die Saaler Forst. Beide waren von dem langen Wege sehr ermüdet, da sagte der eine, Johann Hinrich mit Namen, zu seinem Gefährten: 'Wenn ich jetzt ein Pferd hätte, würde ich es sogleich besteigen und heimreiten.' In demselben Augenblicke stand ein Pferd vor ihm. Er bestieg das Pferd, und der Gefährte ging neben ihm her. Im Weitergehen sagte der Gefährte zu dem Reiter: 'Johann Hinrich, was ist das mit dir? Du wirst ja immer grösser.' Sie kamen an ein Wasser; der Fussgänger ging vermittelst eines darüber gelegten Brettes hinüber, und der andere ritt hindurch. Da plötzlich krachte der ganze Wald: der Reiter fiel vom Pferde herunter, und gleichzeitig war das Pferd spurlos verschwunden. Johann Hinrich soll nach diesem Vorfall längere Zeit krank gewesen sein.

8. Eines Abends fuhr ein Postillon durch den Wald. Plötzlich konnte er nicht weiter; alles Antreiben des Pferdes mit der Peitsche und alles gütliche Zureden war vergeblich. Da stieg der Postillon vom Bocke und sah zwischen dem Pferdekopf und dem Riemen am Zaum hindurch nach dem Wagen. Und was erblickte er auf dem Wagen? Dort sass die Hexe Brummshagen, die hatte einen grossen Strohhut auf, der ganz voller Vogelmist war. Sie lachte fürchterlich und sprang dann vom Wagen. Als sie vom Wagen herunter war, konnte der Postillon mit Leichtigkeit weiter fahren.

9. Ein Handelsmann Gossel aus Ribnitz erzählt über seine Begegnung mit Brummshagenschen folgendes:

Mir ist nie etwas passiert, so oft ich auch durch die Saaler Forst gefahren bin, — bloss eines Abends habe ich mit Brummshagenschen Bekanntschaft schliessen müssen. Ich hatte mich bei dem Saaler Förster etwas länger aufgehalten, als ich gewollt hatte, und als ich von ihm fortfuhr, war es bereits dunkel. Unterwegs hackte mir plötzlich etwas auf, so dass ich nicht aus der Stelle kommen konnte — trotz aller Anstrengungen. Als ich endlich wieder freikam, war ich wie in Schweiss gebadet. Als ich nach Hause kam, musste ich mich sogleich zu Bette legen, so schlecht war mir, und die Krankheit hat vier Wochen angehalten.

In allen diesen Sagen war immer nur die Rede von 'Brummshagenschen'. Daneben aber wird sie auch 'Brummshagensch mit'n Pir[d]kopp' genannt. Warum sie so heisst, weiss freilich niemand anzugeben. Dagegen ist in derselben Gegend noch eine Sage von einem spukenden Schimmel lokalisiert. Dieser Schimmel hat, wie erzählt wird, keine Augen, und am Kopfe fehlt ihm das Fell. Das Tier soll sich mit Vorliebe auf einem Moore zeigen, welches in der Saaler Forst liegt. Von unserm Gewährsmann ward die Vermutung ausgesprochen, dass dieser spukende Schimmel mit dem eigentümlich gebildeten Kopfe vielleicht mit Brummshagenschen konfundiert und dass auf diese Weise die Bezeichnung 'Brummshagensch mit'n Pirkopp' entstanden ist.

Es ist wohl ohne weiteres klar, dass die Identifizierung der Spukgestalt mit einer geschichtlichen Persönlichkeit, die vor ungefähr hundert Jahren gelebt haben soll, eine Erfindung neuerer Zeit ist. Das hat etwa denselben Wert, als wenn der jüngst verstorbene Gutsherr in der Phantasie der Umwohnenden zum Schimmelreiter gemacht wird, und es werden hierbei, wie auch anderswo häufig, Spinnstubenerzählungen und Dorfklatsch, vielleicht unterstützt durch irgendeine Namensgleichheit oder Namensähnlichkeit, mitgewirkt haben. Der Name Brummshagen ist noch jetzt sowohl diesseits, als auch jenseits der mecklenburgisch-vorpommerschen Grenze verbreitet, und Wossidlo führt in seinem neuen trefflichen Werke 'Aus dem Lande Fritz Reuters' S. 168 eine sprichwörtliche Redensart an, welche der Kartenspieler gebraucht, wenn er gute Karten bekommen hat: 'Dit sünd noch'n poor Brummshagens!'

Der Kern, welcher in der Spukgestalt Brummshagensch steckt, ist bedeutend älter als hundert Jahre. Als alt erscheinen mir folgende Züge: dass sie einen Pferdekopf hat oder auch ganz in Pferdegestalt erscheint, dass sie einen Strohhut trägt, der voller Vogelmist ist, und dass sie an eine bestimmte Stelle des Waldes gebannt ist.

Bemerken möchte ich auch noch, dass sich gerade in der Saaler Gegend viele recht alte Volksüberlieferungen erhalten haben; so ist mir durch Herrn Lehrer Böttcher aus der dortigen Gegend eine Sage vom

Wilden Jäger mitgeteilt worden, in welcher dieser unter dem alten Namen de Waur — de Waur treckt — auftritt.

Ganz ähnliche Züge wie bei Brummshagenschen finden wir noch bei einer anderen, örtlich ziemlich weit entfernten pommerschen Sagengestalt wieder, die zurzeit leider ganz verschollen ist, da der Wald, in welchem sie gehaust hat, schon seit acht Jahrzehnten abgeholzt ist.

Im Ihnatal — so etwa heisst es in den Baltischen Studien 21, 202f. — nördlich von Stargard, nicht weit von dem Dorfe Saarow, lag ehedem ein der Stadt Stargard gehöriges Gehölz, welches grossenteils aus Ellerbüschen bestand und im Volksmunde den Namen 'Prützkammer' führte. Infolge der Teilung der Gemeindeweide wurde die Prützkammer ungefähr in den Jahren 1825—1830 abgeholzt.

In diesem Gehölz war es vorzeiten nicht geheuer. Man erzählte, dass dort 'Vater Bümke' sein Wesen treibe. Das war ein verwünschter Geist, der bald Sielengeschirre flickend, bald in Gestalt eines Vogels oder eines Eichhörnchens erschien und die Besucher der Prützkammer gleichwie ein Irrlicht in den Sumpf lockte. Wegen dieser bösen Eigenschaft suchte man den 'Vater Bümke' loszuwerden, und nach vielen vergeblichen Versuchen, ihn zu bannen, gelang es endlich dem Scharfrichter Kühn in Stargard, der die bösen Geister beherrschte, auch Vater Bümken zu erlösen. Er brachte ihn auf Umwegen an einen Flieder- (d. i. Hollunder-) strauch, der an der Stelle stand, wo ein von Stargard kommender Fussweg in die Landstrasse Stargard—Klempin—Gollnow einmündete. An diesem Fliederstrauche setzte der Scharfrichter den Geist ab und brachte ihn zur Ruhe, indem er ihn in den Strauch bannte.

Die vorstehend mitgeteilte Sage wurde im Jahre 1865 aufgezeichnet, und von dem Aufzeichner, Prof. Theodor Schmidt, wurde noch hinzugefügt: „Schon viele Winter und Schneestürme sind über diesen Strauch dahingegangen; er schlägt aber immer von neuem im Frühling aus, und so lange grüne Blätter an ihm hängen, hat auch der erlöste Geist dort Ruhe und Frieden.“

In den 'Pommerschen Heimats-Blättern' habe ich 1910 einen Aufruf erlassen und um Mitteilung gebeten, ob der in der Sage erwähnte Fliederstrauch noch existiert, ob der Name 'Prützkammer' noch an einer hierfür in Frage kommenden Örtlichkeit haftet und endlich, ob sich noch irgendeine Kunde von Vater Bümke im Volksmunde erhalten hat. Dieser Aufruf hat keinen Erfolg gehabt, und wir müssen uns schon mit dem wenigen begnügen, was oben über Vater Bümke mitgeteilt worden ist.

Auch bei dieser Sagengestalt sehen wir mit Leichtigkeit, dass Vater Bümke nicht bloss eine der vielen Gespenster- und Spukerscheinungen ist, wie sie von der dichtenden Volksphantasie in früheren Zeiten er-

funden sind und noch jetzt erfunden werden, sondern dass in ihm eine ältere, wenn auch abgeblasste Sagengestalt steckt. Er sowohl, wie auch Brummshagensch sind an den Wald gebunden. Wie bei der letzteren, so haben wir auch bei Vater Bümke eine Beziehung zum Pferd. Wie bei Brummshagenschen der Strohhut mit dem Vogelmist erscheint, so zeigt sich Vater Bümke in Gestalt eines Vogels. Wie Brummshagensch die Besucher der Saaler Forst belästigt, so tut Vater Bümke dasselbe mit den Besuchern der Prützkammer. Freilich gibt es auch Verschiedenheiten bei beiden Gestalten, vor allem, dass die eine weiblichen, die andere männlichen Geschlechtes ist. Aber die Parallelen sind doch in überwiegender Mehrheit vorhanden.

Was die Namen der beiden Gestalten betrifft, so scheinen beide deutsch zu sein. Von dem Worte 'Brummshagensch' ist der zweite Teil sicher deutsch, und die Anfangssilbe könnte man auf den Wortstamm brumm zurückführen, der in den Familiennamen Brumm, Brumme, Brummer, Brümmer und in dem Namen der Ortschaft Brümmershausen (Kreis Rummelsburg in Pommern) wiederkehrt. Andererseits könnte man auch vermuten (worauf Professor Otto Knoop hinweist), dass Brumshagen aus Brunshagen, d. i. Brunoshagen, entstanden ist, und diese Ableitung hätte ihre Analogie in Brunswiek, Brunsberg, Braunsfelde.

Was den Namen 'Bümke' anbetrifft, so habe ich zuerst daran gedacht, ihn als 'Bäumchen' zu deuten; aber nachdem mich Otto Knoop aufmerksam gemacht hat, dass 'Bumke' ein in Stargard vorkommender Familienname ist, scheint mir die Identifizierung mit dem letzteren Namen richtiger.

Sollten die hier mitgeteilten Sagen etwa als Reminiszenzen an einen ehemaligen Waldkult oder eine Waldgottheit aufzufassen sein?

Stettin.

Kleine Mitteilungen.

Jacob Grimm an Emmanuel Cosquin.

Auf die Kenntnis des nachstehenden Briefes hat mich ein glücklicher Zufall geführt. In Jacob Grimms Handexemplar des 1856 erschienenen dritten Bandes der Kinder- und Hausmärchen fand ich auf S. 57 zu der Nr. 30 'Läuschen und Flöhchen' die lakonische Notiz: 'zu Vitry le François'. Ich erinnerte mich der verwandten Fassung 'Pou et Puce' in der ausgezeichneten Sammlung 'Contes populaires de Lorraine', Paris 1887 nr. 18 des in Vitry-le-François ansässigen, mir persönlich bekannten Märchenforschers Emmanuel Cosquin und wandte mich an ihn mit der Frage, ob ihm von einer älteren Aufzeichnung dieses Stoffes aus seinem Wohnorte etwas bekannt sei. Umgehend erfolgte die überraschende Antwort, dass er selbst als einundzwanzigjähriger Student im Oktober 1862 das aus dem Munde einer Magd in dem lothringischen Dorfe Montiers-sur-Saulx aufgezeichnete Märchen an die Brüder Grimm gesandt habe. Zugleich übermittelte mir Herr Cosquin eine sorgfältige Kopie von Jacob Grimms Dankesschreiben nebst einigen Erläuterungen. Da dies Schreiben von des greisen Altmeisters Märchenstudien, über die ich nächstens anderwärts zu berichten hoffe, ein schönes Zeugnis ablegt, bringe ich es mit Herrn Cosquins gütiger Erlaubnis zum Abdruck, und spreche dem sein siebentes Jahrzehnt vollendenden Gelehrten, der sich durch ebenso exakte wie weitschauende Arbeiten um unsere Wissenschaft verdient gemacht hat, mit meinem herzlichen Danke meine aufrichtige Verehrung aus.

Johannes Bolte.

Lieber herr Cosquin,

das jahr soll nicht ablaufen, ohne dasz ich Ihnen dank sage, und zwar den herzlichsten, denn Ihr schreiben vom 7. october hat mir wahre freude gemacht und längst hätte ich schon geantwortet, steckte ich nicht mitten in vielfachen und verwickelten arbeiten, die mir keine freie ruhe gönnen. Ihre sorgfältige, reinliche mittheilung hat mich überrascht und war sehr willkommen. meine ansicht von der weiten und schon uralten verbreitung der kindermärchen wird dadurch bestätigt. was die alte treue dienerin Ihres hauses an der Marne[1]) gehört hat, stimmt ja merkwürdig überein mit dem diesseits des Rheins in Hessen vernommenen, nur dasz einzelne nebenzüge genauer und anmuthiger ausgeführt werden. von gesellschaft des flohes und der laus berichten auch indische sagen[2])

---

1) Il y a ici une petite erreur. La bonne vieille servante de qui je tiens le conte de Peuil et Punce (Pou et Puce), n'habitait pas la maison de mes parents à Vitry-le-François, an der Marne, en pays champenois, mais la maison de mon grand-oncle maternel à Montiers-sur-Saulx, en pays lorrain. (E. Cosquin.)

2) J. Grimm hat im Handexemplar notiert: 'gesellschaft von laus und floh (indisch)'.

und selbst die bekannte fabel vom podagra und der spinne rührt daran, Lafontaine[1]) hat aus dem podagra oder der goutte ein abstractes wesen gemacht und niemand begreift wie es sich zur spinne gesellt. der aberglaube wähnt aber podagra und fieber durch ein insect, durch einen schmetterling hervorgebracht, und das insect kann schon mit der spinne, die wiederum ein andres insect vertritt, gemeinschaft haben[2]).

Ich werde mir erlauben bei erster gelegenheit Ihr französisches märchen drucken zu lassen und es mit anmerkungen zu begleiten[3]).

Ach, ich stehe jetzt einsam in allen meinen arbeiten! mein bruder Wilhelm ist nun schon drei jahre todt und ich selbst bin 78 jahr alt, doch tröstet und erfreut mich, dasz ich noch frisch fortarbeiten und in die alterthümer der sprache, der sage und des rechts vordringen kann.

Denn alles was dem volk gehört ist aus tiefer wurzel entsprungen. ich habe eine samlung von weisthümern herausgegeben, deren vierter band eben erscheint. weisthum ist das was in den dorfgerichten vor dem volke gewiesen und eröfnet wird, solcher weisthümer habe ich über tausend stück gesammelt und bin überzeugt, dasz sie in frühste zeit zurückgehen, also älteren grund haben als die geschriebenen gesetze, sie sind erfüllt von wunderbaren, poetischen gebräuchen.

Da Sie das recht studieren und in altlothringischer gegend leben[4]), so wäre möglich, dasz Sie mir einen großen dienst erweisen können. | gerade wie wir die märchen miteinander theilen, mögen uns auch die rechtsgewohnheiten gemein gewesen sein, es ist natürlich daß Franken und Alemannen vieles nach Gallien verpflanzt haben. im Elsasz und in Lothringen bestanden gleichfalls solche weisthümer und sie können unter dem namen von récord, remembrance, colonge (colonage), rôle (weil sie auf pergament geschrieben, gerollt sind) und ähnlichen vorkommen. eine kleine zahl solcher französisch abgefassten weisthümer steht schon in meiner samlung gedruckt. es muss ihrer aber in den archiven der praefecturen noch viele ungedruckt geben vom 14 jahrhundert an bis ins 17te. suchen müste man zu Nancy, Metz, Tull, Châlons, Troyes, und vielleicht in kleineren städten, die ihre papiere bewahren. freilich wird manches document nach Paris, in das grosze archiv gerathen sein, wo sich auch nachforschen ließe. wäre ich noch jung, so würde ich reisen, was ich nun nicht mehr darf.

Ihre studien oder die bekanntesten Ihres herrn vaters müssen es Ihnen erleichtern mir darüber schätzbaren aufschluß zu verschaffen. abschriften französ. récords würden im fünften bande meiner samlung unmittelbar erscheinen[5]). Haben Sie aber weder zeit noch lust sich danach umzusehen, so lassen Sie meine bitte unberücksichtigt.

Ich lese die unter Guessards leitung erscheinenden anciens poètes mit groszem eifer. neulich ist endlich auch von Michelant Renaut de Montauban (unsere

---

1) Livre III, fable VIII 'La Goutte et l'Araignée'. — Vgl. oben 15, 105.

2) L'Aberglaube pressentait les microbes! (E. C.)

3) Dazu kam Jacob Grimm nicht mehr, da ihn bereits am 20. September 1863 der Tod hinwegnahm. Herr Cosquin veröffentlichte jenes Märchen 1877 in der Romania 6, 244 und später in der oben erwähnten Sammlung lothringischer Märchen.

4) Encore une petite erreur. Je n'ai jamais vécu que par occasion en Lorraine, à Montiers-sur-Saulx. J. Grimm ne s'est plus souvenu que, sur l'adresse de sa lettre, il mettait (avec raison) Vitry-le-François en Champagne. (E. C.)

5) Der fünfte Band der Weisthümer ward erst 1866 durch Richard Schröder herausgegeben.

Haimonskinder oder die quatre fils Aimon) herausgegeben worden [1]), und eine untersuchung des altfranz. epos wird sich nun bald darstellen lassen.

Das brauche ich gar nicht hinzuzufügen, wie sehr mich auch fernere aufzeichnungen von märchen erfreuen werden. Sie haben hübsch das deutsche gelernt, schreiben Sie deutsch oder französisch, es wird mir lieb sein.

Berlin
23 decemb. 1862

Hochachtend
Ihr ergebenster
Jacob Grimm.

Adresse: Monsieur Emm. Cosquin, étudiant en droit | chez M.r Cosquin Maire de la ville de | Vitry le François | (Champagne) [2]).

Deutsche Volksbräuche in Galizien.

1. Aus dem Leben der 'Schwaben' in Reichenbach (bei Lemberg) [3]).

Die Sitte, das Licht während der Nacht niemals zu löschen, bevor das neugeborene Kind getauft war, hat sich (mit wenigen Ausnahmen) bis zum heutigen Tage erhalten. Der Ursprung dieser Sitte ist in dem Aberglauben begründet, die 'Hexe' könne in der Dunkelheit das junge Lebewesen für ein anderes, minderwertiges eintauschen.

Noch vor drei Jahrzehnten war es üblich, dass sich die Taufpaten (ihre Zahl erstreckte sich auf 2—15 Paare) in einer Reihe vor dem Altare aufstellten. Nach erfolgtem Taufakte legte die Hebamme den Täufling den einzelnen Taufpaten in die Arme. Diese Zeremonie nannte man 'über die Taufe heben'. Die Taufpaten untereinander waren die 'Gevatterleute'. War der Täufling ein Knabe, so wurde er von nun an von seinen Taufpaten 'Petter', war es ein Mädchen, so wurde es 'God' genannt. Der Glückwunsch der 'Gevatterleute' lautete: „Jetz winsch ich Glick zum Petter; er soll fromm un groß werrn!“ oder: „Jetz winsch ich Glick zur God“ usw. Solange das Kind noch nicht schulpflichtig war, schickten die 'Gevatterleute' dem 'Petter' oder der 'God' jedesmal zu Weihnachten eine Patengeschenk ('Saches' genannt), welches in Semmeln, Nüssen und Äpfeln bestand. Nach erlangter Schulpflichtigkeit holten sich die Pettern und Goden ihr Saches selbst ab. Es war gar keine Seltenheit, dass ein Ehepaar fünfzig solcher Weihnachtsbesucher erhielt, und mancher in bescheidenen Verhältnissen lebende Familienvater sah dem lieblichen Weihnachtsfeste mit Rücksicht auf die grosse Zahl seiner Pettern und Goden bangen Herzens entgegen. — Nach der Konfirmation (gewöhnlich zu Ostern) holten die Pettern und Goden noch einmal ihr Saches ab (eine Zehnkreuzer-Semmel, etwa 10 Ostereier und 40—50 Kreuzer) und

---

1) Vgl. J. Grimms Brief an Pfeiffer vom 27. Febr. 1863 (Germania 11, 255).

2) Ma petite ville de Vitry-le-François (département de la Marne) faisait partie, en effet, autrefois de la province de Champagne, une de ces régions historiques qui ont été morcelées à la Révolution, et que maintenant beaucoup de bons esprits voudraient voir rétablies. (E. C.)

3) Über die deutschen Ansiedlungen und ihre Geschichte vergleiche man Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern 3 (Gotha, Perthes). Für Mitteilungen, die im vorliegenden Aufsatze verwendet werden, bin ich dem Herrn Lehrer Wagner in Reichenbach, Herrn Pfarrer Faust in Dornfeld und Herrn Hauptmann Zimmermann aus Wiesenberg zum Danke verpflichtet.

damit war dann die Leistungspflicht der Taufpaten vorläufig abgeschlossen. — Trat ein Jüngling oder ein erwachsenes Mädchen in den Stand der Ehe, dann hatten sie die Pflicht, ihre Taufpaten zur Hochzeit einzuladen.

Wiegenlied.

Schlof, Kindche, schlof,
Dei Vatter hit die Schof,
Dei Motter hit di Lämmercher
Mit de schene Bännercher![1])

Sind die Jungen konfirmiert, dann haben sie auch schon das Recht, zu Taufpaten eingeladen zu werden. Es ist ein erhebender Augenblick für den jungen Burschen oder das junge Mädchen, wenn dieselben zum erstenmal die Taufpatenwürde bekleiden. Vor drei Jahrzehnten bestand in den deutschen galizischen Kolonien noch allgemein die Sitte, dass die Jungen, welche die erste Patenstelle vertraten, bei dem Kindtaufsschmause 'gehänselt' wurden. Das Hänseln bestand darin, dass man dem jungen Paten einen Strauss vorsetzte und der Gehänselte damit verpflichtet wurde, einige Mass Bier beizustellen und mit den übrigen 'Gevatterleuten' Patenschaft zu trinken. Der Trinkspruch lautete: „Gesundheit, Gevattermann!" — „Gesundheit, Gevattern!" Darauf erfolgte die Antwort: „Trink gesund, Gevattermann, Gevattern!"

Während die Mädchen nach erfolgter Konfirmation sofort als Erwachsene betrachtet wurden, mussten die der Schule entwachsenen Buben noch zwei bis drei Jahre warten, ehe sie öffentlich bei Zusammenkünften und Tanzunterhaltungen auftreten durften. Vorher mussten sie 'geburscht' werden. Der Vorgang war folgender: Der zu burschende 'Bube' musste sich bei den ältesten Burschen anmelden. Diese bestimmten einen Abend, an welchem der Junge zu erscheinen und die Eintrittsgebühr im Betrage von einem Gulden entrichten musste. Hierauf hielt einer der ältesten Burschen an den Neuling eine Ansprache, in welcher der letztere über seine Pflichten und Rechte unterrichtet wurde.

Die Eltern nehmen besonders auf die Werbung jenes Sohnes, der die Wirtschaft zu übernehmen hat, bedeutenden Einfluss, weil die Mitgift der zukünftigen Schwiegertochter die Hauptrolle spielt. Werden die Eltern der Brautleute einig, dann werden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen. Die Hochzeitsfeier währte in früheren Jahren zwei Tage (Dienstag und Mittwoch), heute ist dieselbe in der Regel auf einen Tag (Sonntag) beschränkt. Das Brautpaar wird von den Hochzeitsgästen mit einer sogenannten Haussteuer (Geld oder Geschirr für die Küche) bedacht. Am darauffolgenden Dienstag (ein anderer Wochentag war kein Glückstag) fand die 'Wanderschaft der Braut' (Einzug in die Wohnung des Mannes) statt, zu welcher Angehörige und Nachbarn eingeladen wurden. Um die freudige Stimmung der Anwesenden zu erhöhen, überraschten die Frauen die junge Ehegattin mit einer Puppe und wünschten, die letztere möge sich nach Jahresfrist in eine lebendige Puppe verwandeln. — In der Regel bleibt der Vater noch ein bis zwei Jahre Herr und Gebieter, danach übergibt er dem Sohne die Wirtschaft mit ihren Rechten und Pflichten.

Die Wirtschaft bildet ein gemeinsames Eigentum der beiden Ehegatten. Das gemeinsame Besitzrecht hat den Vorteil, dass ein leichtsinniger Wirt seine Wirtschaft ohne Wissen und Willen der Frau nicht verschulden und verkaufen darf. Bleibt eine Ehe kinderlos, dann bleibt jedem Ehegatten für den Todesfall das

1) Bändchen.

Verfügungsrecht über seinen Nachlass. Während noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kolonien noch übervölkert waren und keine Klage über landwirtschaftlichen Mangel an Arbeitskräften laut wurde, sind heute die Kolonien entvölkert, und der Mangel an Arbeitern und Dienstboten macht sich ausserordentlich fühlbar. Dienstmädchen und Handwerkerlehrlinge ziehen heute fast ausnahmslos in die Stadt, weil sie dort ein leichteres Fortkommen zu finden hoffen. Die Spinnstuben, in denen die deutsche Sage, das Märchen und Volkslied gepflegt wurden, haben zu bestehen aufgehört.

Dass die Deutschen in Galizien zum grossen Teil aus der Rheingegend stammten, konnte man aus so manchen Redensarten schliessen. Hatte jemand einen Gegenstand verlegt und konnte ihn nicht finden, dann machte er die Bemerkung: „'s is doch net in de Rhein gefall!“

Wenn ein Familienglied stirbt, wird es gewaschen und auf das 'Schab' (Katafalk) gelegt. Nachbarn und Familienangehörige kommen am Abend und 'wachen'. Das Licht wird wie bei dem Neugebornen auch bei dem Toten nicht gelöscht. In häufigen Fällen wird dem Toten ein Kamm mit in den Sarg gegeben. Nachbarn werden gewöhnlich als Totengräber und Träger berufen. Nach der Begräbnisfeier findet im Totenhause ein Leichenschmaus statt, zu welchem Nachbarn und Angehörige eingeladen werden.

2. Ein älterer Bericht über schwäbische Volkssitten in Galizien[1]).

„Ihre Sitten, wenn Gott das Haus eines Kolonisten mit Nachwuchs segnet, sind ein wahrer Abriss der Bachanalien. Der Brandwein erhöht die Fähigkeiten des Gehirnes des Herrn Gevatters und der Frau Gevatterin. Anverwandte und Nachbarn versammeln sich und feiern die Ankunft des lieben Christs durch lange Züge, die sie aus dem Brandweinglas machen. Nun sind sie vom gleichen Geist beseelt, dem grossen Geber der Leibesfrucht durch Jauchzen nicht allein in dem Zimmer des beglückten Kolonisten, sondern auch in publicis plateis ihre Freude zu bezeugen. Das den Täufling zum Empfang des Sakraments der heil. Taufe begleitende Weib zieht aus heiliger Freude, dass ein kleiner Kolonist geboren ist, ein Scheit aus dem Holzstoss, die anderen folgen ihrem Beispiele, legen es auf die Schultern und laufen von Brandwein begeistert, wüthend durch die Gassen des Dorfs[2]). Bei ihrer Rückkehr finden sie den Tisch mit vielfältigen Speisen belastet. Die Tischgespräche während der Mahlzeit sind nicht sehr erbaulich, gewöhnlich sind sie ein der Venus dargebrachtes Opfer. Auch Bachus hat nicht Ursache, sich zu beschweren, wenn ein Kolonisten-Kind zur Welt geboren ist.

Der Medicus (gelehrte Arzt) steht bei dem Kolonisten in geringerer Achtung, denn es ist fast jeder ein Doktor. Der eine versteht dem Blute zu gebieten, der zweite verjaget die Kopfschmerzen, der dritte hilft per Zwanziger gegen die Abzehrung, der vierte verbannt Koliken, Mutterwehen etc., der fünfte kurirt den der sich mit heissen Wasser verbrannte, der sechste heisst Gichtfüsse weichen, der siebente ist Augenarzt, der achte kurirt schwere Wunden durch heimlich eingeflüsterte Worte, der neunte benimmt die Schmerzen jeder Art, der zehnte ist probat bei Rotläufen. So hoff ich bei der grossen Zahl der mich umgebenden Medicorum ewig zu leben.“

---

1) Aus S. Bredetzky, Hist.-statist. Beitrag zum deutschen Kolonialwesen in Europa (Brünn 1812) nach dem Berichte eines Seelsorgers, der 20 Jahre unter den Deutschen lebte.

2) Ich wäre für weitere Mitteiluugen über diesen Brauch sehr dankbar.

3. Ein Feuersegen.

Aus Wiesenberg (bei Lemberg) erhielt ich ein grossen Bogen Papier. Darauf erblickt man zunächst ein grosses ungelenktes Bild des hl. Florian, der über ein Haus Wasser giesst. Links davon ein zweites Gebäude (Kirche?). Ausser allerlei Schnörkeln und Verzierungen findet sich auf dem Blatte rings um das Bild folgender Text, der hier in moderner Schreibweise wiedergegeben wird.

Gebet. „Allmächtiger ewiger Gott, deme brennenden Feuer, Hitz, Hagel, Schnee, Eis, Geister der Wellen, der du gesehen hast dein End im Frieden, uns erhaltest dasjenige, was du gemacht hast, wir bitten dich, erhalte dein Hausgesind in steter Gütigkeit, auch dass er durch des heiligen Florians Fürbitt vor aller Widerwärtigkeit frei bleiben und in guten Wirkungen seinen Namen andächtig anrufen.

Gott, der du den dreien Knaben die Feuersflammen gehindert hast, verleihe uns gnädiglich, dass uns die Flammen unseres Lasters nicht brennen, noch dass Feuer unsere Wohnungen betrübte, durch Jesum Christum, unsern Herrn, Amen.

Heiliger Florian, uns wolle bewahren vor allem Brand und Feuerflammen und Gefahren.

Jesus von Nazareth, ein König der Juden. Bist mir willkommen feuriger Gast † greife nicht weiter als du gefasst hast. Das helf uns Gott der Vater †, der uns alle Kreaturen im Himmel und auf Erden erschaffen hat. Das helf uns auch Gott der Sohn †, der uns mit seinem heiligen rosenfarbes Blut an dem Stamme des hl. Kreuzes erlöst, und Gott der heilige Geist † ist, der uns geheiligt hat.

† Feuer, ich gebiete dir wieder bei Gottes Kraft, dass du wolltest still stehen, so wahr Jesus Christus in dem Fluss Jordan still gestanden, als er von Johannes getauft worden.

Das helf uns Gott der Vater, Gott der Sohn, und Gott der hl. Geist.

† Feuer, ich gebiete dir wieder bei Gottes Kraft, dass du wolltest niederlegen deine Flammen, so wahr als die hl. Jungfrau und Mutter Gottes Maria ihre Jungfrauschaft behalten hat vor allen Männern. Das helf uns Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der hl. Geist.

Feuer und alles wild gemachtes Hagel- und Donnerwetter, ich gebiete dir und der Flammen deiner Glut bei Jesu Christo und allerheiligen Gottes Namen. Das helf uns Gott der Vater, Gott der Sohn und der hl. Geist, Amen.

Bete drei Vaterunser und drei Avemaria und einen Glauben.

Gebet zu Gott. Mein Gott und inbrünstiger Richter, erhöre diesen meinen Feuersegen um deines bittern Leidens und Sterbens willen. Amen.

Jesus † von Nazareth, ein König der Juden, dieser triumphierliche Tidel (!) beschütze und beschirme uns, dein Haus, Stall und Äcker vor Donner, Hagel und allem Übel.

Im Namen Gott des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes, Amen.

Jesus † Maria † Joseph †
und
heiliger Florian †

Wer diese Worte bei sich im Hause hat, auch im Getreidacker, auf dem Feld hat, darein wird leichtlich (mit Gottes Hilf) ein Hagelwetter nicht einschlagen noch Schaden tun, auch sonst im Haus kein Feuer auskommen.

Abgeschrieben am 8. März 1816.“

Die Wiesenberger Ansiedler sind katholisch und stammen aus Südwestdeutschland.

4. Ein Himmelsbrief.

Die Abschrift kam mir durch Herrn Pfarrer G. Faust aus Dornfeld zu. Dornfeld ist eine protestantische Kolonie, die Ansiedler stammen aus der Rheinpfalz.

„Abschrift eines Briefes, den Jesus selbst geschrieben, welcher zu Neherburg vor der Stadt in der Luft schweben gesehen. Er ist mit goldenen Buchstaben geschrieben, von Gott durch seinen Engel gesandt worden. Wer diesen Brief abschreiben will, zu diesem neigt er sich; wer ihn aber verachtet, vor dem flieht er. Also lautet: wer am Sonntag arbeitet, der ist verdammt. Jesus Christus gebietet Euch dennoch, dass ihr an einem Sonntag nicht arbeiten sollt, sondern mit Andacht fleissig beten und in die Kirche gehen sollt. Aber nicht fremde und gebundene Haare tragen, damit grausamer Übermut getrieben wird und Hoffahrt von euren Sünden. Von eurem Reichtum sollt Ihr den Armen willig mitteilen. Glaubet, dass dieser Brief ausgesandt sei, dass ihr nicht lebt wie das unvernünftige Vieh. Ihr habt 6 Tage in der Woche. Darin sollt ihre eure Arbeiten tun und verrichten, den siebenten Tag, als aber am Sonntag, sollt ihr heiligen. Und werdet ihr das nicht tun, so will ich Krieg, Hunger, Pestilenz unter euch schicken, und will euch plagen, wie ich die Ägypter zu Zeiten Moses getan habe, dass solche euch auch plagen sollen. Ich Jesus Christus gebiete euch dennoch, dass ihr an einem Sonnabend nicht zu spät arbeiten sollt, damit ihr des Sonntags früh aufsteigen (!) und in die Kirche gehen sollt. Und ein jeder Mensch, er sei wer er will, jung oder alt, dass ihr möget andächtig sein und eure Sünden bekennen, auf dass sie mögen euch vergeben werden. Neiget und strebet nicht Tag und Nacht nach Silber und Gold. Treibet nicht Bosheit mit meinen Sachen, bevor meidet hoffärtige, fleischliche Lüste und Begierden, als den verderblichen Weg, der zur Hölle führt, dass ich Macht habe, hin und wieder zu scheiden (!). Gönnet hier niemand Unrecht mit den Jungfrauen, auch nicht, wenn dein Nächster arm wird, noch leidet, sondern habet Mitleiden mit demselben. Ihr Kinder, ehret Vater und Mutter, so wird's euch wohlgehen. Wer dieses nicht glaubt, noch tut, der ist ewig verloren und verdammt. Auch meidet grausames Fluchen und Schelten. Wer solches nicht lässt, muss grosse Rechenschaft geben und den Zorn Gottes zeitlich und ewig über sich ergehen lassen. Jesus Christus mit meiner eigenen Hand geschrieben. Wer es wieder schreibt (!) und von mir ablässt, auch solches nicht glaubt, derselbige Mensch soll nimmermehr Hilfe zu erwarten haben. Wer diesen Brief in Händen hat, und den nicht offenbaret, der ist von der christlichen Kirche und von meiner Gerechtigkeit ganz und gar verlassen; sondern er soll ihn weiter abschreiben und geben, wer ihn nur begehrt. Und wenn eure Sünden viel mehr als der Sand am Meer, das Gras auf dem Felde, Sterne am Himmel, so sollen sie euch dennoch vergeben werden, so ihr Reu und Leid darüber habt. Glaubet mir, was dieser Brief sagt, und welcher Mensch es nicht glaubt, der soll sterben und in der Hölle gereinigt (!) werden. Ich werde euch am Jüngsten Tage fragen, aber ihr werdet mir nicht antworten können wegen eurer Sünden willen. Wer diesen Brief im Hause hat, der wird von keinem Donner erschlagen, auch vor Feuer und Wasser behütet werden. Wer aber diesen Brief bei sich trägt und den Menschenkindern offenbaret, der wird guten Lohn empfangen und von allem Bösen bewahret werden. Haltet meinen Befehl, den ich euch gegeben habe und durch meinen Diener Michael gesandt habe! Ich, Jesus Christus, Gottes und Mariens Sohn. Amen.

Czernowitz. Raimund Friedrich Kaindl.

Volkskundliches aus dem Isartale.

Von Frau Gambs, Gamsbäurin unter der Leiten, Bezirksamt Tölz, gebürtig aus Thannkirchen, Bezirksamt München, erhielt der Unterzeichnete folgende mündliche Beiträge zur Volkskunde, die, stenographisch aufgenommen, hier wiedergegeben werden.

In den Rauchnächten gab es den sog. Rauchweizen (als Mus, Grützbrei), von anderen Orten weiss ich, dass es dort sog. Rauchwecken gab. Von dem Genuss des Rauchweizens durfte sich niemand im Hause ausschliessen. In den Rauchnächten ging mein Vater überall im Haus umher, um auszuräuchern; wir Kinder mussten dabei mitgehen, laut betend; auch in die Brunnstube wurde hinuntergeräuchert.

Am Fastnachtmontag gab es bei uns zu Haus immer sog. Hasen-Öhrl[1]) und Eier im Schmalz.

Wenn am Allerheiligentag die Sonne scheint, sterben viel Kindbetterinnen.

Am Allerseelentag gab es immer weisses Semmelmus[2]); am Johannitag im Sommer hat man immer Hollerküchel gekocht; am Fronleichnamstag Jungfern-Rötzel[3]).

Am Sebastianstag wurde streng gefastet, bis die Sterne eingehen; man hat dabei immer gebetet; wir Kinder mussten mitbeten zu Ehren des Heiligen, weil er der Krankenpatron ist; um 6 Uhr abends wurden dann 'blinde Sticknudeln' gegessen; jeden Sonntag abends haben wir eine 'weisse Suppe' bekommen und sog. 'Schneiderl' (Schnitten). Das, glaube ich, wird man heute nicht mehr wissen.

Alle heiligen Zeiten bekamen die Dienstboten einen Laib Brot.

Beim Haarbrechen (Flachs) erhielt jeder Dienstbote eine 'Reischt Haar' (2 Handvoll = 1 Reischt = Reisten, was man auf einmal mit beiden Händen durch die Hechel durchziehen, reissen kann), 30 Reischt gaben 1 Schilling[4]). Knecht und Dirn erhielten 1 Reischt als Geschenk.

Der Hollerbaum war für meinen Vater zu allem gut; bei jeder Krankheit im Haus ist er zum Hollerbaum gegangen, und fast jedesmal hat er etwas dort eingegraben, blutige Schäuferln (Schulterblatt eines Rindes) oder bei Rosskrankheiten auch ein oder zwei Rosseisen.

Bei den Müllersleuten ist es immer Brauch gewesen, dass alles Farbige blau, recht schreiend blau sein musste, die Fensterläden, die Tische, das Brotkastel, die Stühle, die Fahnenstange, die Fronleichnamsfahne; auch der Miederwulst ('Wurst') der Müllerin musste recht hellblau sein.

Der Knecht, der die Hebamme für die Bäurin holen musste, erhielt fürs Holen eine Sonntagshose als Geschenk; die Hebamme hat man 'das schiëche Weib' geheissen; die Hebamme M. in T. hat mir selbst gesagt, dass sie 'mit Echt' ein 'schiëches Weib' sei.

Wenn das Wasser von der Dachrinne lauft, dann 'geht der Luescht' (Lust?)[5]).

---

1) Über die sog. Hasen-Öhrl s. die Wochenschrift 'Propyläen' 6, Nr. 11 (16. Dez. 1908), Beilage zur Münchener Zeitung. Über Fastnachtgebäcke s. Zs. f. österr. Volkskunde 1908, Supplementheft 5 zu Band 14.

2) Über Allerseelengebäcke s. Zs. f. österr. Volkskunde 13 (1907), Supplementheft 3.

3) Rötzel = gerösteter Schmarren.

4) Vgl. Schmeller, Bayer. Wörterbuch[2] 2, 400.

5) Schmeller [2] 1, 1522 erklärt dies Wort nicht.

Das 'Gatter' hiess man früher 'Eschter' (= Aesch-Tor). Die Ringel für den Eschter machte der Knecht mit der 'Ringel-Escht-Hacke'. Der Oberknecht musste dieses können, wie man diese Ringel für den Eschter abhacken musste, auch das Schindelschneiden musste er loshaben. Das Schmieden gehörte auch zum Bauernhofe; fast alles hat man noch zu Zeiten meiner Eltern auf dem Hofe selbst hergestellt; sogar schustern musste der Knecht können.

Beim Glorialäuten am Karsamstag hat man die Obstbäume geschüttelt (umarmt), damit sie recht tragen; auch hat man die Betten aufgemacht (aufgeschüttelt) in dieser Stunde, damit die Flöhe nicht so wachsen. Am Karfreitag sollte man kein Wasser trinken, weil es einen sonst das ganze Jahr dürstet und das Trinken nichts hilft (gegen diesen Durst).

In der heiligen Nacht soll man auf einen Stuhl aus neunerlei Holz sich setzen und unter der Wandlung umschauen; dann sieht man die 'Gemeindehexe'; auch soll man in dieser Stunde Blei durch einen Totenkopf aus dem sog. Totenkai (= Ossuarium vor der Kirchentüre) zu Kugeln giessen, dann ist jeder Schuss damit getroffen; in Thannkirchen weiss ich einen Mann, der das getan hat, dies war der F. von B., 'den hab'ns dann ausgehaut'.

Die Kindbetterin musste einen Löffel haben, dessen Stiel mit geweihtem rotem Wachs umwickelt war; sie durfte vor dem Aussegnen nicht vor die Türe oder Dachtraufe hinausgehen, weil sonst alles der Hagel erschlagen hätte. Die Gevatterin durfte beim Taufgang, wenn sie das Kind auf dem Arme trug, ihr Wasser (Urin) nicht lassen, weil sonst das Kind sein Leben lang ins Bett pisseln müsste; auch durfte die Gevatterin auf dem Taufgange kein schönes Gewand, Schmuckringe usw. anlegen, weil sonst das Kind für immer recht stolz werden würde. Wie ich auf die erste Hochzeit ging, musste ich ein geweihtes Palm-Mull (Kätzchen oder Blüte der Weide) essen, dass mir nichts Letzes zustosst; so auch meine Bekannten.

Fürs Seitenstechen hilft, wenn man einen Stein aufhebt, auf die Steingrube speit und über den Stein drei Kreuze macht (allgemein).

Zu Lichtmess[1]), wenn die Dienstboten einstehen, war es Brauch, dass die Person oder Führerin, die die neuen 'Echhalten' brachte, einen Laib Brot mit heim bekam. Dann gab es auch ein besonderes Mittagessen, und zwar Kraut wie alle Tage, aber dazu 'mürbe Nudel', gekochtes Obst, und den sog. 'Einstehrötzel'; dieser Rötzel aber musste auf einem besonders schönen Teller mit farbigen Blumen, oder auf der flachen sog. Kirchweihschüssel, mit blauen oder grünen Blumen geziert oder farbig getupft, aufgetragen werden; man hätte sich versündigt, wenn man dieses Essen auf der Alltagsschüssel gebracht hätte.

Beim sog. Dreissiger nach dem Sterbfall[2]) haben die Mannerleute grosse 'Totenwecken', je länger, desto reicher, um den Altar herumgehend, geopfert; unsere jungen Leute kennen natürlich diesen Brauch nicht.

Um das Jahr 1855 bis 1856 hatte man beim Kuchelwagen (Hochzeit) das sog. 'Daufelgeschirr', vom kleinsten Schaff bis zum grössten (aus Holzdaufen, breit, dünn); das Milchgeschirr war aus Holz, mit Zwetschgenbaumholz eingelegt (nicht aus Ton); unten im Milchgeschirr hatte man den Ablasspfennig, 'für das

---

1) Über Lichtmessgebäcke s. oben 15, 312.

2) Über Gebildbrote bei Sterbefällen s. Archiv f. Anthropologie, Neue Folge 6, 91 (1907).

letze Sach' (Hexerei); die Wasserpitsche, auch auf dem Kuchelwagen, war aus Kranewitholz gemacht ('Kronstaudenholz'), die grosse und die kleine Badewanne war auch aus Holz, auch das Butterfass; dieses Daufelgeschirr kam hinten auf den Kuchelwagen, ganz vorn hinauf kam das Spinnrad mit dem Rockengeld, d. h. Groschen und Sechser an einem roten und blauen Seidenbande; dieses durfte dann später der Oberknecht abräumen. Am Abend oder in der Nacht wurde dann 'die Wag' (= Wagscheit) versteckt vom Oberknecht; diese musste dann von der Hochzeiterin ausgelöst werden, damit das Brautpaar und die Hochzeitsleute wieder heimfahren konnten. Beim Kuchelwagenführen musste die Braut immer hinter der 'Brautkuh' nachgehen; die Kuh bekam einen Kranz mit Rosen auf, wenn die Braut noch Jungfrau war. Die Braut trug dabei den 'Brautkorb', einen ganz feinen, den man nur beim Korbmacher R. in Tölz kaufen konnte; in diesem Brautkorb lagen: ein grosser Butterwecken, schön geziert mit Rosmarin, und Eier. Am Sonntag nach der Hochzeit gab es die sog. 'Fickelsuppe'[1]) (Nachhochzeit) und die Morgensuppe auch nach der Hochzeit im Hause. Am Hochzeitstage selbst musste das Wetter schön sein und die Sonne scheinen, weil dann nicht gestritten, sondern gut gehaust wird. Die Oberdirne durfte der Braut den Kranz herunternehmen, wofür (auch) sie ein Trinkgeld erhielt. Das Stehlen der Hochzeiterin und das Hinken der Hochzeiterin beim Ehrentanz ist ja bekannt. Im Brautstand (Flitterwochen) soll man nicht schwer arbeiten, weil man sonst im ganzen Leben es hart hat.

Alte Gebräuche auf Lichtmess. Am Lichtmesstage hatte man abends Kirchweihnudel (Festgebäck); beim Rosenkranzbeten kamen grosse Schüsseln voll damit auf den Tisch; auf der Schüssel aber waren in zwei Reihen, innen oben und etwas mehr nach innen und unten Heller-Lichtl aufgeklebt; der Knechte jeder hatte eine grosse Kerze in der Hand, der Bauer und die Bäurin einen ganzen Wachsstock, für die Kinder waren kleinere Wachsstöckel angezündet; auf dem Milchbrettl aber wurde aus Hellerkerzen-Reihen die Jahreszahl vorgestellt und diese angezündet; das geschah alles wegen der letzen bösen Sachen. Von der Kerzenasche mussten wir Kinder etwas essen, damit uns der Blitz nicht erschlägt.

Am Schlänkelmarkt (auf Lichtmess in Holzkirchen, drei Stunden entfernt zwischen Hochlands- und Niederungswirtschaften inne gelegen) wurden die (schlänkelnden, frei müssiggehenden) Dienstboten gedingt; damit man diejenigen, die einen Dienstplatz brauchten und suchten, unter den Marktleuten erkannte, trugen die Knechte einen Strohbüschel auf dem Hute, die Mägde einen solchen in ihrem Mieder drin.

Einstehen (in den Dienst) durfte niemand an einem Montag, Mittwoch oder Freitag, weil solche Dienstboten nicht lange auf einem Platze bleiben und auch sonst nichts taugen (daher das Schlänkeln oder Müssiggehen bis zum richtigen Einstandstag).

Den Fastnachtsbrauch haben wir schon einmal beredet.

Am Antlasspfingsttag (Gründonnerstag) legen die Hühner eigene Eier in der Nacht. Die Bäurin hat sie aber meistens ausgetauscht, für sich behalten, denn sie braucht sie für die kleinen Küchlein zum ersten Fressen, weil sie dann der Habicht nicht packen kann.

Die Hühner legen auf Ostern Eier für die Ehalten, die Eier am Ostertag für die Oberdirn, am Ostermontag für die Unterdirn, am Osterdienstag der dritten

1) Fickeln s. Höfler, Krankheitsnamenbuch S. 138. Schweizer Idiotikon 1, 714.

Dirn, wenn eine solche da ist. Am Ostermontag holt dann der Buab bei seinem Mädl (Oster-) Eier, wie am St. Stefanstag (Weihnachten) den Birnschörzen (Birnbrotanschnitt).

Dann kommt der sog. Mai-Bettel; der war schon einmal ganz abgekommen gewesen, ist aber jetzt auf vielen Plätzen wieder Brauch geworden, wieder aufgekommen. Bei uns (Unterleiten) war es voriges Jahr (1908) wieder so wie vor alters. Die jungen Burschen stellten uns (Mädchen) aus Freundschaft, aus Frieden einen Friedensbaum, einen Maibaum; ich (die Mutter) hatte dabei nichts zu tun, nur ein kleines Fassel Bier musste ich halt zahlen; den Baum habens beim Grassmann zu Schnaitt zum Geschenk erhalten von den sog. Zechbuben, den jungen Burschen von (nahem) Hechenberg; dann wurde gebettelt um Eier und Schmalz von der Bäurin, um Geld von den Mädeln; dann wurde der Eierinschmalz daraus gekocht und um Geld eine Tanzmusik gehalten; heuer wird in (Pfarrdorfe) Hechenberg ein Maibaum gestellt, nächstes Jahr in Beirawies (alles Orte der gleichen Gemeinde) und so fort, und wenn das nicht der Fall ist, dann steht es mit der Freundschaft (innerhalb der Gemeinde) nicht gut.

Zu Pfingsten da gibt's den Pfingst-Hannsel und die Pfingst-Gretl auf dem Dach; da wird oft eine ganze Nacht gepasst; das ist nicht mehr so arg wie früher; den man zum besten halten will, dem wird Gretl oder Hansl aufs Dach gesetzt, dazu noch ein Zettel auf den Weg gelegt, auf welchem Spottverse geschrieben sind.

Blitzt eine Katze mit dreierlei Farben (elektrische Funken einer dreifarbigen Katzenhaut), so ist das eine Blitz-Katze. In das Haus, wohin eine solche Katze gehört, schlägt kein Blitz ein; eine Base von mir hätte schon 3 Mk. bezahlt für eine solche Katze.

Ein Holzsplitter von einem Baume, in den der Blitz eingeschlagen hatte, ist für Gicht gut. Mein Mann selig hat einmal lange Zeit immer ein solches Holz an seinen Fuss gebunden, desgleichen der Lutner von Beirawies, der hat öfters bei uns im Holz ein solches Holz von einem Baum, den der Blitz zerschmettert hatte, geholt.

Mit dem Palm einen Apfel mitweihen lassen und dann etwas davon essen, ist auch gut fürs Blitzerschlagen. Zu Hause in Tannkirchen hatten wir eine Magd, die holte vom Friedhofe ein Totenbein und ribbelte das Zahnfleisch damit, ist für Zahnweh gut. Mit dem Rasiermesser hat sie Fingerspitzen voll von dem Knochen abgeschnitten, den sie erwischt hatte.

Bad Toelz. Max Hoefler.

Sprichwörter und Redensarten aus Vorarlberg.

Gesammelt von **Adolf Dörler †.**

1. As git a Zit zum Lustig si, | As git a Zit zum Trure, | As git a Zit zum Pflaster mache, | As git a Zit zum Mure.
2. Der Mo ist d' Buebesunne. (Der Mond ist die Bubensonne, weil er den Burschen nachts leuchtet, auf dem Weg zur Stubat.)
3. Tuschwar, Bschisswar. (Mit eingetauschter Ware ist man betrogen.)
4. Was nünt kostet, ist nünt wert.
5. Allarhand ist Katzedreck.
6. Nach Gusto geht d' War auf.

7. Was ma gnueg heat, sodet ma drin. (Was im Überfluss vorhanden, achtet man nicht.)

8. Ma muess fünfe grad si lo. (Man muss manchmal ein Auge zudrücken.)

9. Ma muess de Mantel noch em Luft draie.

10. Ma woasst nie, wo 's Glück im Dreck umanand latschet. (Man kann nie wissen, wo einem das Glück lächelt.)

11. Wenn as nit will, taget as nit. (Das Glück lässt sich nicht erzwingen.)

12. Noh bi der Kirche, noh bi der Höll.

13. Zu n ar Primiz soll ma a neus Paar Schueh duerloufe. (Bei einer Primiz soll man nicht fehlen, und wenn man so weit zu gehen hätte, dass ein Paar neue Sohlen durchgelaufen würden.)

14. So lang ma oarglet, ist d' Kirche nit us. Oder: Dear letscht heat no nit gschosse. (Es ist noch nicht aller Tage Abend.)

15. Wit dervu ist guet vum Schuss.

16. Was lang weahret wird guet. (Gut Ding hat Weile.)

17. Ma muess de Stier bi 'n Hörner packe.

18. As wird nie so hoass ggeasse, as mas uftrëit.

19. Z' Tod gfürcht' ist ou gstoarbe.

20. Noch hoakle si kunnt gär nünt meh.

21. Die Verwandte tribed oas bis zum Rhi, und die Frönde dri. (Die Verwandten treiben eins bis zum Rhein hin und die Fremden hinein.)

22. Viel Bäsle viel Hexa, viel Vetter viel Hundsfut.

23. A Füdlo wie a Pferd | Ist ou taused Talar wert.

24. An am Bsoffne stellt sogär a Fueder Heu us. (Mit einem Betrunkenen soll man sich nicht einlassen.)

25. Was an Hogge (Haken) gie will, krümmt se früeh.

26. An leere Gruess goht barfuess. (Man soll nicht nur einen Gruss, sondern auch ein Geschenk überbringen lassen.)

27. Gabe macht Liebe, Wiederkommen macht Freud.

28. Berg und Tal kummed nit zämmid, wohl aber d' Lüt.

29. Kurze Hohr sind gschwind bürstet.

30. Nix habe ist a leichts Trage, aber a schwers Hearneah.

31. A Mues goht über a Suppe. (Es ist schwerer, etwas gezwungen zu tun, als wenn man die Wahl hat.)

32. Wenn der Beattlar ufs Ross kunnt, woasst ars nit z' ritte.

33. Dear Gschider git noh; Stier, gib du noh!

34. Gschid muess ma si zum d' Narre fohe.

35. Mit Hung fangt ma d' Flüga. (Mit süssen Worten fängt man die Leute.)

36. Z' grosse Gwalt wird niemals alt.

37. Besser zehn Beneider als an einzige Mitleider.

38. Ma soll nit alls a die gross Glogge henke. (An die grosse Glocke hängen, ausposaunen.)

39. Wie ma se bettet, lit ma.

40. Wenn ma alls voarus wisst, wär ma gschwind rich.

41. Wear uf Erbe macht, wird spät rich. (Wer aufs Beerben rechnet, wird spät reich.)

42. Alls, as nu koa arme Red tue. (Man soll niemals seine Armut durchblicken lassen.)

43. Ou a Goldgruebe ist z' erschöpfe.

44. Mit Gealt und gueta Woarte richt' ma alls.

45. 's Gealt regiert d' Wealt.

46. 's Gealt macht grad, was krumm, Un gschid, was dumm.

47. Wo der Tüfl Gealt sieht, trëit ar no an Hufe derzue.

48. Wo 's Gealt ist, ist der Tüfl; wo koas ist, sind zwä.

49. Spitzige Nase, spitziges Kinn, da steckt gewiss der Teufel drin.

50. Mängsmol muess ma dem Tüfl uf e Schwanz stoh. (Man muss manchmal in den sauren Apfel beissen.)

51. Wo der Tüfl sealb nit ane kunnt, schickt ar a n alts Wib.

52. Der Tüfl trou dem Apothekar, ar heat z' viel Gütterle. (Gütterle, Fläschchen; wenn man einer Sache nicht traut.)

53. Voar ma nit a Mässle Salz mitanand ggeasse heat, kennt ma anand nit.

54. All Bösche händ Ohre und Ouge. (Die Wände haben Ohren.)

55. D' Muettergottes heat se nümol noch ar Kichere buckt. (Die Muttergottes hat sich neunmal nach einer Bohne gebückt; man soll daher auch das Geringste achten.)

56. Wear iwärts schiegget, ist nidig; wear uswärts schiegget, wird rich. (Wer die Schuhe nach einwärts austritt ist neidig, wer sie nach auswärts austritt, wird reich.)

57. Des besser kunnt nit nochar.

58. Dem Lümple ghört 's Stümple, sagt man scherzweise, wenn man einem noch den Rest aus der Flasche einschenkt.

59. Wer wit froget, wird wit gwiese.

60. Us e Ouge, us em Sinn.

61. Was 's Oug nit sieht, tuet dem Herz nit weh.

62. Was ma nit woasst, | Macht oam nit hoass.

63. Wo n as de nit brennt, blos nit! (Misch dich nicht unnötig in den Streit.)

64. Lass de nit is Bocksfueder spanne. (Lasse dich nicht binden.)

65. Lass de nit a der Nase umanand zühe.

66. Koa Fade ist so fein gspunne, | Ar kunnt amol a d' Sunne.

67. Wenn 's Häfele z' voll wird, überlouft as. Oder: Der Krueg goht so lang zum Brunne, bis ar bricht.

68. Voar ma oan nit heat, ka ma n nit henke.

69. Mit gloffe, | Mit gsoffe, | Mit gstohle, | Mit ghenkt.

70. Gleageheit macht de Dieb.

71. Lüge und Steahle goht mitanand. (In Tirol lautet der Spruch:

71a. Liegn und betriegn | Geaht über oa Stiegn.)

72. Dummheit und Stolz, | Wachsed uf oam Holz.

73. Jedam Lappe gfallt si Kappe.

74. Grüe und Geal (Grün und Gelb) | Git's best Meahl. (Nicht ganz ausgereiftes Korn gibt das beste Mehl.)

75. Grüsele guet Biera gend grüsele guet Schnitz.

76. Mädle, willst an guete Kaffee ho, | Muescht mit em spaziere goh. (Will man einen guten Kaffee haben, muss man während des Brennens zeitweilig mit der Pfanne herumgehen.)

77. Überlade bringt Schade.

78. An Vergealtsgott ist an Zwanzgar wert.

79. Nünt künne ist koa Schand, aber nünt leanne (lernen) welle ist a Schand.

80. As ist no nie a Glehrta vum Himmel gfalle, | As amol a Schnidar und dear ist erfalle.

81. Des ist des sterkst Tierle, des nit nochgit. (Beharrlichkeit führt zum Ziele.)

82. Wüest tuet wüest und stoht em's Wüesttue wohl a.

83. Sealb to, sealb ho. Oder: Was ma se ibrocket, muess ma sealb useasse. Oder: Heast welle, schleack d' Kelle.

84. Wear d' Goass (Ziege) animmt, muess se halte. (Wer eine Verpflichtung übernimmt, muss sie auch einhalten.)

85. Ma soll se koa Lus i 'n Balg setze.

86. Wenn der Goass z' wohl ist, schederet se. (Schedere, Schaden anrichten.)

87. Wear se grüe (jung) macht, freassed d' Goassa, wear se süess macht, freassed d' Flüga.

88. A Floh uf d' Hand, und der Brief is Land.

89. Siebe Hummla künned a Ross töte.

90. A Hund, dear beallet, bisst nit.

91. Viel Hund sind Hases Tod.

92. D' Henn lëit a n Oa und frisst zwoa.

93. Husrötl Rötl rot | Schafft Weib und Kindern Brot. (Hausrötele, gemeiner Hirschkäfer.) Wenn man einem Hausrötele oder einem Rotschwänzchen etwas zuleid tut oder es gar tötet, geben die Kühe rote Milch.

94. Wenn 's Gritt z' gross ist, kunnt 's Gschiss dri. (Bei zu dicker Freundschaft verfeindet man sich leicht.)

95. Die rote Lüt | Händ siebe Hüt | Und koane wie diese Lüt. (Die Rothaarigen haben sieben Häute und keine wie die andern Leute.)

96. Rot ist koa Not, und schwarz ist Tüflsart. (Die Farbe der Haare betreffend.)

97. A Su (Sau) ist i jedam Kartespiel. (Ein missratenes Familienglied ist in jeder Familie.)

98. In jedem Haus gibt es einen Strauss, | Doch hängt man ihn nicht zum Dach hinaus.

99. As git koa Kapealle, wo nit amol a Kirbe (Kirmess) gfiret wird. (Es gibt keine Ehe, in der nicht einmal gezankt würde.)

100. Wenn der Mensch koa Krüz heat, macht ar se oas.

101. Ma leabt a Wil, | Denn stirbt ma, | Ma huset a Wil, | Denn verdirbt ma.

102. Ma soll huse as ob ma ewig leab und leabe as ob ma all Tag sterb.

103. Ma heat si Leabtag lang viel Krüz und zletscht steckt ma oam no oas ufs Grab.

104. As goht allweag, sus gäng as mängsmol gär nit.

105. Tuer wie d' Lüt, dann goht der wie de Lüte.

106. Immer wirds schlimmer | Und besser wirds nimmer.

107. Schimmele, Schimmele, sei nit verdrosse, | As goht der wie de andera Rosse.

108. Gasselächlar, Wiberhächlar.

109. Nu nit alls dem Ma um d' Nase ribe, | Denn heat ma im Hus allzit de Friede.

110. So lang d' Hochzigschueh ganz sind, heat sie 's Regiment im Hus.

111. A Husfrou kennt ma am Spiegel und am Abtritt. (Diese beiden sieht die Hausfrau täglich, daher sollen sie rein sein, ist dies nicht der Fall, ist sie faul.)

112. A Wib sott (sollte) nit länger leabe as a Kalendar.

113. As git bloss oan guete Ma, und dea händ d' Schneagge gfreasse; as git bloss oan böse Ma, und jede moant, sie hëi e.

114. Klags Gott und der Wand, | Wirds niemid bekannt. (Wenn man sich in der Ehe unglücklich fühlt.)

115. Eher sott ma am Moatle (Mädchen) de Kopf duer an Doarnhag zühe, as dass ma se an Witling hürote lot.

116. A Moatle soll koan Witling hürote, der Tröstgott hocket allad hinder em Ofe. (Ein Mädchen soll keinen Witwer heiraten, denn er führt bei jeder Gelegenheit seine verstorbene Frau als unübertroffen an. Z. B. Tröstgott Annemëi, die heat anderst gspäret!)

117. A Hürot ist koa Kappetusch.

118. Mädle, wenn d' hürotest, nimm oan mit Gealt; die Hübsche weared wüest und zwider (zänkisch) sind gar all.

119. A weinende Braut, a lachende Frau.

120. Ma muess bloss hürote, denn wird ma usgricht' (verschimpft), ma muess bloss sterbe, denn wird ma globet.

121. Wo d' Liebe leit', | Ist der Weg nit z' weit.

122. D' Liebe muess zanket ho.

123. An ar schöne Schüssel heat ma nit ggeasse.

124. Ledig gstoarbe ist ou nit verrickt.

125. Hettest gloset, hettest ghört, | Hettest d' Nase nit verfrört.

126 Weam der Dreck uf d' Nase ghört, dear kriegt e nit uf d' Schueh. Oder: Was oam ghört, wird oam. (Jede Schuld rächt sich.)

127. Was ma schücht (scheut), wird oam.

128. Ma soll nie juhze, voar Kirbe ist. (Man soll nie zu früh jubeln.)

129. Ma soll dem Krömar nit i d' War schisse, voar ar se nit usglëit heat (Man soll nicht voreilig urteilen.)

130. Ma soll nünt übers Knü abbreache.

131. Ma soll de Tag nit voar em Obed lobe.

132. Was wohr ist, ist wohr und muess ma wohr si lo.

133. As ist vu allem z'rede, aber nit vu allem z'easse.

134. Höresäge lügt gean. (Was man nur so gerüchtweise hört, beruht meist auf Unwahrheit.)

135. Ma redt viel, wenn der Tag lang ist. (Es ist nicht alles wahr, was gesprochen wird, es herrscht viel müssiges Gerede.)

136. Wear viel redt, lügt viel.

137. Des übrig Gred stoht ummar und wird sur. (Das übrige Gerede steht herum und wird sauer, verdirbt.)

138. As verschwätzt se niemid as 's Mul.

139. Ma muess d' Lüt rede lo und d' Hund bealle.

140. Jedar föerb (kehre) voar sinar Tür, ar heat z' föerbe gnueg.

141. An einer Kirchtüre stand geschrieben: Wer allen Leuten recht tun kann, | Der schreibe seinen Namen an.

142. Wer sein Haus baut an der Strassen, | Muss die Leute reden lassen. (Hausspruch.)

143. Jeder baut nach seinem Sinn, | Keiner kommt und zahlt für ihn. (Hausspruch.)

144. Die neue Bease kehred guet, die alte finded d' Winkel wohl. (In bezug auf die Dienstboten.)

145. As git Lüt, git ma na dea klene Finger, wänd se die ganz Hand.

146. Stille Wasser gründed tüf.

147. Ma muess easse und vergeasse. (Man soll keinen Groll im Herzen tragen.)

148. Sealb easse macht 's Vögele fett. (Nicht andern geben, selbst essen macht fett.)

149. Lieber ehrlich verspritze as schändtlich loabe. (Lieber ehrlich zerspringen, als einen kleinen Rest übriglassen).

150. Lustig in Ehre tuet Gott nit wehre. (Im Oberinntal heisst es: Lustig in Eahra hot Gott und d' Welt geara.)

151. As ist allad gsoarget, dass d' Böm nit i'n Himmel wachsed.

152. Ma soll nie meh a se ho, as ma drüber usse sieht. (Man soll nie mehr an sich haben, als man darüber hinaussieht; man soll sich in keine zweifelhaften Geschäfte einlassen und auch nicht in solche, die man nicht versteht.)

153. Je meh ma am Narre git, um so meh brucht ar.

154. Z' lützl (zu wenig) und z' viel | Ist allar Narre Ziel.

155. Mit Narre | Ist nit guet karre.

156. Z' viel ist ugsund.

157. Us andera Lüte Hüte ist guet Rieme schnide. (Auf anderer Leute Kosten ist gut leben.)

158. Der Batze gilt am mëiste, wo n ar gschlage woare ist.

159. Mul red, oder Buggl schaff. Oder: Anam gschwigige Mul ist nit z' healfe. (Einem schweigsamen Mund ist nicht zu helfen.)

160. Was ma nit im Kopf heat, heat ma i 'n Füesse. (Vergesslichkeit verursacht Laufereien.)

161. Schöne, schöne Wiegekind, wüeste, wüeste Gassekind.

162. Speibende Kinder, bleibende Kinder.

163. Wear lang huestet, wird alt.

164. D' Wiber händ im Johr drëihundertfünfesechzg Krankata, ohne 's Kopfweh und 's Buchweh, und all Tag säged se: Aso wie hüt ist mer no nie gsi.

165. Hoala, hoala Kälblisdreck, | Moan am Moarge ist alls aweack. (Kälblisdreck, ein noch warmer Kuhfladen, auf eine kranke Stelle, besonders auf eine Brandwunde, aufgelegt, gilt als sehr heilsam.)

166. Was d' Loug (Lauge) findt, | Hoalt gschwind, | Was d' Loug macht, | Hoalt gmach.

167. D' Wäschera und d' Hund eassed all Stund. (Eine Anspielung auf die grosse Esslust der Wäscherinnen.)

168. A Moatle soll ar Kapealle gliche; inwendig soll se schöner aglëit si as ussna.

169. Verspreache und halte ist a zwoiigs. (Ob ein Versprechen auch gehalten wird, ist oft fraglich.)

170. A Ma a Woart, a Wib a Juppe (Rock).

171. D' Kind' und d' Narre reded d' Wohrat.

172. Umkehrt ist ou gfahre, sagt man, wenn jemand etwas verkehrt macht.

173. A ugladna (ungeladener) Gast muess de Stuehl mitbringe. Wenn ein Besuch nicht alle Hausbewohner versäumt, ist es ein Zeichen, dass er nicht recht 'Gast' (willkommen) ist.

174. Hüt (heute) ist do, und moan (morgen) kunnt vun em sealb.

175. Gott verlot koan Dütsche.

176. Rinnts über an Stein, ists wieder rein. (Das Wasser.)

177. Ma soll nit alls glei uf die hoch Achsel neah.

178. Je meh ma im Dreck stoaret, um so erger stinkt ar.

179. Lass der 's Gorasche (Courage) nit abkoufe. (Lass dich nicht einschüchtern.)

180. Lass der nünt a d' Pfanne brinne. (Lass dir nichts gefallen, oder zu Schulden kommen.)

181. Stell de dumm und friss de Brote.

182. Ma soll niemede foertwerfe, bloss foertloanne. (Loanne, anlehnen; man soll niemanden beleidigen; denn es könnte eine Zeit kommen, wo man ihn wieder braucht.)

183. An Festtagen soll kein Rad umgehen.

184. Ma muess amol us em Sutrog easse, entweder junga oder im Altar. (Aus dem Sautrog essen, des Lebens Sorgen kennen lernen.)

185. Wenn der Neid würd brennen, wär das Holz nicht so teuer.

186. Ma goht über e Hag wo n ar am niederste ist. (Man geht immer über die am niedrigst Gestellten her.)

187. As ist doch niemid gschider as d' Lüt!

188. Probiere goht über studiere.

189. Ma suecht niemede hinder em Ofe, user (ausser) ma säi sealb scho döt gsi.

190. Ebe und Uebe frisst de Loab. (Wenn fleissig vom Brotlaib abgeschnitten wird, so dass bald eine ebene, bald eine unebene Fläche entsteht, ist der Laib bald aufgezehrt.)

191. Schmiere und salbe | Hilft allenthalbe; | Hilft as nit a 'n Kärre, | So hilft as doch a 'n Herre.

192. Ehrle kunnt am witest, sagte ein Fuhrmann, der Ehrlich hiess und dabei stahl, was er erwischen konnte.

193. Oa Nochbur kouft deam andere koa Kueh ab.

194. Für e Tod ist koa Krütle gwachse.

195. A Fula heat gschwind an Sitz und a Müeda no belder. (Ein Fauler hat bald einen Sitz und ein Müder noch schneller.)

196. Wenn ma vum Wolf redt, ist ar wit oder noh oder gär do.

197. 's Papier ist nit kitzlig.

198. Tuer wie d' wit, | So käit as de nit. (Tue wie du willst, handle nach deinem Gutdünken, so ärgert es dich nicht, wenn es nicht nach deinem Willen geht.)

199. A jeds Häsle | Findt si Wäsle. (Jedes lebende Wesen findet seine Nahrung.)

200. 's Häfele findt 's Deckele. (Schöne Seelen finden sich.)

201. Am (einem) schöne Wibsbild und am schöne Ross lueget ma noch.

202. Wenn eine Köchin Hungers stirbt, muss man sie unter den Herd vergraben.

203. Den Brotlaib soll man niemals mit der geraden Seite nach oben auf dem Tisch liegen lassen; selbst wenn ein Kind ins Wasser gefallen, und der Brotlaib liegt gerade umgekehrt auf dem Tisch, soll man denselben, bevor man zur Rettung eilt, noch schnell umkehren.

204. Moargereage und Wiberweh | Sind um nüne niena meh.

205. D' Sunne zücht Wasser, moan reanget as.

206. Sunneblick | Heat de Reage 's Füdlo dick.

207. Reageboge | Tüflskoge, | Himmelsring | Goldis Kind.

208. Wenn man zu Laurenzi (10. August) noch Rüben sät, fallen sie nicht mehr gross aus, daher das Sprichwort: Lorenz macht Schwänz.

209. Bartlmea (24. August) | Treibt die Küeh vu de Jöcher hear.

210. Bartlmea | Wirft Birn und Äpfel hear.

211. Wenns schneit voar Martini (11. Nov.) über e Inn, | Ist der halbe Winter hin.

212. As hot no nie der Wolf de Winter gfreasse.

213. Im März soll man ja kein Wasser trinken, lieber den Hut verkaufen, denn da baden sich alle wilden Tiere darin. Man sagt auch: Im März toand se alle Tierle 's Füdlo wäsche.

214. Wenn's Kronetalar reanget | Und Franketalar schneit, | So muess ma halt beate, | Dass 's Wetter so bleibt.

215. Jetz heat a blinde Su an n Oachele gfunde, heisst es, wenn ein dummer Mensch ein Glück gemacht hat.

216. Dear findt de Dreck im Moschi. (Moschi, Mondschein; der hat immer Glück.)

217. Wenn as Kronetalar (oder Glück) reanget, stand i allad under. (Redensart für einen Pechvogel.)

218. Dea heat as nit übel im Gschier umanand gschlage! (Den hat's nicht übel im Geschirr (Pferdegeschirr) herumgeschlagen; den hat das Schicksal verfolgt.)

219. Wenn sich jemand verteidigt, er sei ganz allein gewesen, heisst es: Jo sealbander alue.

220. Des ist em die gmait (gemähte) Wies. Oder: Des ist Wasser uf sine Mühle.

221. Des ist, as ob ma an Beattlar i d' Helld (Hölle) wearf. (Das ist ein Tropfen auf einen heissen Stein.)

222. Du bist allad hinna am Karre. (Du bist immer der letzte.)

223. Des hoasst ma 's Ross am Schwanz ufzöme. (Das heisst man ein Ding verkehrt anfangen.)

224. Ar will versufe, voar ar a Wasser sieht. (Wenn einer ohne allen Grund den Mut verliert.)

225. Mach mer de Schimmel nit schü! (Ängstige mich nicht.) D' Höll hoass mache. (Angst machen.)

226. Ar künnt koa Wässerle trüebe. (Er ist ein gutmütiger Mensch.)

227. Von einem verlogenen Menschen heisst es: Ar verschrickt, wenn em a Wohrat vertrinnt. Oder: Ma woasst bi deam nit, wo d' Wohrat afangt und d' Luge ufhört. Oder: Dear heat schnealler a Luge as a Mus a Loch. Oder: Lüge wie druckt.

228. Falsch wie Galgeholz.

229. Dear glichet am Spitzbueb wie a Spatz am Vogel.

230. Ar ist koan Grosche wert und wenn ar grad an Batze im Mul hett. Oder: Ar ist uf alla Viera nix nutz.

231. Im Trüebe fische.

232. Derwil rinnt no viel Wasser de Rhi abe. (Das dauert noch lang.)

233. Wenn in einer Familie alle Kinder dem Vater ähneln, heisst es: Do ist koa frönde Kutte i 'n Tubeschlag ku.

234. Wenn jemand trotz guter Kost nicht fett wird, sagt man: Ar wür nit foasst, und wenn ma 'n im Schmalz bache tät.

235. Du bist so mager, dass d' a Goass zwische de Hörner küsse künntest.

236. Wade wie a verhüroteta Spatz. (Keine Waden haben)

237. Wenn eines blass aussieht: Du siehst us wie 's Kätzle am Buch.

238. Wenn zur Winterszeit länger schönes warmes Wetter ist: Des drait dem Winter a n Ohr aweack.

239. Dass d' Kirche im Doarf blibt. (Um des lieben Friedens willen.)

240. Wenn man zu irgend etwas zu spät kommt: Jetz bist z' spät ku mit dem Balme! (Zu spät gekommen mit der Palme, zur Palmenweihe.)

241. Alla Heiliga d' Füess abbeate. (Übermässig fromm sein.)

242. D' Händ under d' Füess lege. (Auf den Händen tragen.)

243. Wenn eines während des Essens zankt: Gib dem Mul z' easse, ist as still!

244. Des ist der Bruch, so wit ma warm kochet.

245. Zwisched dunkel und siehtsniemid. (Heimlich.)

246. Du bist halt der Knatter (morsche Stütze) im linde Bode! (Ein Scherz, wenn eines in der Familie die Hauptperson sein will.)

247. Weare mer go amol de Stiel umkehre! sagt eines, das nun auch etwas gelten will.

248. Du loufst dervu wie 's Kind vum Dreck. (Du läufst davon und lässt alles liegen und stehen.)

249. Wenn man den Brotlaib anschneidet: Nimm du de Aschnitt, blibt der der Schatz treu!

250. Trink us, blibt 's Weatter guet!

251. As ist usgmäggelet, 's Göassle ist tod. (Es ist alles hin und verloren.)

252. Dear ist bürstet und gstrählet. (Gstrählet, gekämmt; der ist fertig und zugrunde gerichtet.)

253. As ist ietz scho, was as ist. (Es ist jetzt schon geschehen und lässt sich nicht mehr ändern.)

254. Was ka ma mache, — wenn nünt verhëit (zerbrochen) ist! Oder: Des ka ma nit mache, — mole (malen) künnt mas scho! (Da lässt sich nichts machen.)

255. Do krait koa Hah meh dernoch.

256. Des ganz Gred ist im Sand verloffe.

257. Ma ka n e usneah wie a Henneneast, heisst es von einem, von dem man alles erfährt, was man wissen will.

258. Ma muess mit em umgoh wie mit am schallose Oier, sagt man von einem recht empfindlichen Menschen. Oder: Eam sott (ihm sollte) ma mit Händsche (Handschuhen) ku, und ear kunnt oam mit dem Holzschlëgl.

259. Ihr händ guet rede vu 'n gueta Bira, aber vum easse, koa Red!

260. Du machst oas a und loscht oas agmachta stoh. Oder: 's Hälmle duers Mul zühe. (Goldene Berge versprechen und nichts halten.)

261. Du haltst di Verspreache, wenn d' Kueh an Batze gilt. (Also niemals.)

262. I suf ietz bis d' Kueh an Batze gilt. (Zu trinken nicht mehr aufhören.)

263. Ar ist vu Namme und Stamme (von Namen und Stamm) nünt.

264. Mi heat ou koa Esel a 'n Hag ane gumpet. Oder: I bi ou nit us am Karre gsprunge. Ich bin auch nicht auf der Brennsuppe hergeschwommen.

265. Sagt eines: Des wär mer ietz nit igfalle, lautet die Antwort: Drum sind zwelfe im Rot.

266. Was woasst denn üseroas (unsereins), wenn ma frönd (fremd) ist und klena uf d' Wealt kunnt! sagt man scherzweise, wenn man etwas nicht gewusst hat.

267. Kunnst wieder mit dinar hülzene Gnod! heisst es, wenn eines raten will und von der Sache nichts versteht.

268. Ar ist wie a umkehrta Strumpf, sagt man, wenn jemand sein Benehmen gänzlich geändert hat.

269. Ganz Butter und Schmalz. (Sehr freundlich.)

270. In Gotts Name agstoche, | As duret nimma die ganz Woche! (Stossseufzer einer Näherin am Mittwoch.) Moan (morgen) fallt der Woche der Bode i, sagt man am Samstag.

271. Wenn sich jemand lange besinnen musste, bis er begriffen, sagt man: Jetz kunnt as em, wie dem alte Wible 's Tanze!

272. Wenn jemand recht begriffstützig ist: Deam muess ma mit der Wanne winke und mit dem Holzschlegl düte.

273. Ar hört nünt und sieht nünt und sott Nachtwächtar weare, heisst es von einem, der ein Geschäft anfangen will und nichts davon versteht.

274. Dümmer as d' Kueh am Schwanz!

275. Gschider as Gottswill. Oder: Dear will alle Weisheit gfreasse ho. Oder: Ar ist gschider as Salomos Katz. (Ob ihrer grossen Weisheit und absonderlichen Verschämtheit kletterte König Salomons Katze verkehrt auf die Bäume.)

276. Dear heat meh Verstand im klene Finger as an andera im Kopf.

277. Wenn d' dea für dumm koufst, gist 's Gealt ummesus us.

278. Do stoht ma do wie d' Kueh am Gatter. Oder: wie der Ochs am Berg.

279. Do ist Dreck Trumpf, heisst es, wenn es in einem Hause recht unsauber ist. Wenn es dagegen sehr sauber ist: Do ist as so suber, ma künnt vum Bode ufeasse.

280. Wenn man jemandem zu essen vorsetzt, sagt man: Gseng ders Gott und üsa liebe Frou, | So bschüsst as ou! (Gesegne dirs Gott und unsere l. Frau, damit es auch ausgiebig ist.)

281. Einer, der einen andern am Essen antrifft, sagt: Gseng ders Gott um d' Hälfte!

282. Bei einer sehr knappen Mahlzeit, wobei alles sauber aufgegessen wird, heisst es: As goht uf wie bi Hanse Hochzig! (Bei 'Hansens Hochzeit', sagt man, hat man die Birnen mitsamt den Stielen gegessen.)

283. Wenn jemand bei Tisch aus Zimperlichkeit nicht zugreifen will, sagt man: Wenn ars hinder am Hag hett, üss ars scho. (Wenn er's hinter einem Hag (Zaun) hätte, d. h. wenn er nicht gesehen würde, ässe er schon.)

284. Von einem Vielesser heisst es: Dear heat a Loch im Mage. Oder: Dear isst wie a Dröschar.

285. Iss nu, wear woasst, was d' Su fett macht! sagt man, wenn jemand eine Speise verschmäht.

286. Des kostet ou koa kalts Krut. (Krut, Kraut; das kommt auch nicht billig.)

287. I künnt de gad uf am Schub Krut uffreasse!

288. Wenn sich jemand einbildet krank zu sein, sagt man: Ar ist krank — under em Freassbank.

289. Zwisched zwoa Bänke neabeda hocke. (Zwei gute Gelegenheiten, sein Glück zu machen, verscherzen.)

290. As wird se scho schüssle. (Es wird noch alles gut werden.)

291. I lass de Karre schnelle. (Ich überlasse es dem Schicksal.)

292. Jetz mached er an Doppeladlar! (Wenn zwei nebeneinander auf einer Bank sitzen und sich gegenseitig den Rücken zuwenden.)

293. Du heast allad 's Feanster am Hals! (Wenn eines oft zum Fenster hinausschaut.)

294. Wenn viel Leute ihre Köpfe zu den Fenstern eines Hauses herausstecken, heisst es: Do ist gwiss a Nagelschmied!

295. Wenn sich jemand beklagt, er sei ausgelacht worden, sagt man: Gib am alte Wible an Krüzar, denn lachet as de wieder i.

296. Wenn jemand in der Leute Mäuler gekommen ist, tröstet man: As wird bald wieder a n andera Hund duers Doarf loufe. (Man wird bald wieder über ein anderes Ereignis sprechen, es wird bald wieder jemand anderer durch die Hechel gezogen werden.)

297. Kein gutes Haar an einem lassen, verschimpfen.

298. As ist nit a 'n Himmel z' mole. (Es ist nicht zu beschreiben.)

299. As ist gad wie wenn viere hebed und zehne nit loufe lond. (Wenn eine Angelegenheit nicht vorwärts geht.)

300. Die Sach goht de Schneaggegang.

301. As ruckt, hot der Nagelfreassar gsëit! sagt man scherzweise, wenn etwas nicht vorwärts gehen will. (Der Nagelfresser hat einen Nagel auf dem Tisch, einen in der Hand und einen im Mund gehabt.)

302. Du heast 's Lilachegsang, sagt man, wenn eines gähnt.

303. Hüne (heulen) wie a Schlosshund.

304. Do ist der Speack nit so dick. (Da ist man nicht so reich wie's aussieht.)

305. Do ist 's Gealt dünn gsait (gesät).

306. Dear heat koan rote Rappe im Sack.

307. Ar heat oan Rock und oan Gott.

308. Gwichste Schüehle und an Frack | Und koan Krüzar Gealt im Sack.

309. Ussna gwixt | Und inna gnixt.

310. Der Kammbe (Hahnenkamm) wachse, stolz werden.

311. 's Bändele vum Beattelsack lueget halt vüerar!

312. I zahl denn alls und nünt mitanand, sagt man scherzweise, wenn man etwas schuldig bleibt.

313. Wenn man's mit einer Rechnung nicht genau nimmt: Mir (wir) neameds gad überhops, wie der Tüfl d' Jude.

314. Dear heat Schulda as wie a rota Hund Flöh.

315. Do goht as radwis (rasch) abwärts.

316. Des hoasst ma mit doppletem Fade naie. (Verschwenden.)

317. Do goht as dopplet im Gschier. (Pferdegeschirr, da geht es zweispännig; da wird bald alles Geld verputzt sein.)

318. Gueta Fründ und Ehrema (Ehrenmann), | Löist 's Sunntaghäss am Werktag a! sagt man zu einem, der die Sonntagskleider am Werktag anzieht.

319. Die sind ou no nit rich gstoarbe, heisst es, wenn reiche Leute stolz sind.

320. Um Sack und Bändl ku. (Um alles Besitztum, um Haus und Hof kommen.)

321. Do ist 's Glück maschgere ggange. (Maschgere goh, masken- oder schemenlaufen gehen; denen hat das Glück den Rücken gewendet.)

322. Wenn zwei ohne Geld heiraten, heisst es: Die kummed uf d' Insel Elend, wo der Hunger Wacht stoht.

323. Heiratet einer eine reiche, jedoch hässliche Person, heisst es: Do ist 's Gealt a guets Pflaster uf d' Wunde.

324. Die heats guet, die brucht a 'n Fingere koa Negl abschnide; sie scharrets im Meahltrog ab. (Weil nichts darin ist.)

325. Die heat 's Lüte (Läuten) überhört. (Die hat das Glück versäumt.)

326. I hea oa Hemb (Hemd), wenns i nit hea, heats der Hag (Zaun).

327. Wenn ear säit Harz, säg i Kleab. (Beim Wort nehmen.)

328. Wenn i uf mine Kronetalar stand, bin i so gross as du.

329. Von einem Zugeknöpften heisst es: Dear spaltet de Hellar. Oder: Dear drait de Krüzar zwoamol in der Hand um, bis ar e usgit. Oder: Eher kriegt ma vu n ar tote Su an Fuerz, as vu deam nu 's Schwarz vum Nagel.

330. Des goht mer nit bis a d' Knü ane. (Das ärgert mich nicht, geht mir nicht zu Herzen.)

331. Du stohst do wie a verreangeta (verregneter) Kuehflade. (Verdattert dastehen.)

332. Wenn eines müssig da steht: Reg de, falled d' Lüs ab der!

333. Uf em Gägerschewage fahre. (Gägersch, Elster; sich erbrechen.)

334. Wart, bis d' Henna Rössle schissed, denn kast hoam ritte! sagt man zu einem, der früher als seine Kameraden aus dem Wirtshaus heim will.

335. Ar macht a Paar Ouge wie Butzeschiba. Oder: wie Pfluegrädle. (Grosse Augen machen.)

336. Wieder z' glufe ku, sich wieder von einer Krankheit erholen.

337. Jetz pfift der Luft us am andere Loch.

338. Jetz heat wieder a so a verbuita Bue de Zapfe zoge, dass der Ostnarr goht, heisst es in der Bodenseegegend, wenn ein starker Ostwind weht.

339. Jetz ist der Luft bstande! ruft man erleichtert aus, wenn die Kinder in die Schule gegangen.

340. Tröst e Gott — ar leabt no.

341. As ist, as ob ma a Liecht usblose hett! (Wenn ein Liebes aus der Familie geschieden.)

342. Sagt eine lebenslustige Person, sie wolle ins Kloster gehen, lautet die Antwort: Jo, i n a Kloster, wo zwoiarloi Schueh under er Bettstatt stond!

343. Wenn ein Bursche ungern die Heimat verlässt, heisst es, dem muss man Mutters 'Schosszipfel' (Schürzenzipfel) mitgeben.

344. Wenn jemand etwas unternimmt, was gegen seine Gewohnheit ist, sagt man scherzweise: Jetz stirbt ar bald!

345. Wenn es 11 Uhr läutet, heisst es: Jetz lütet as de gittiga (geizigen) Wiber d' Angst. (Weil sie dann kochen müssen.)

346. Jetz häm mer de Dreck am dicke Toal! (Jetzt sitzen wir schön in der Patsche.)

347. Jetz woasst ma wo d' Katz im Heu huckt. Oder: Do lit der Has im Pfeaffer. (Da liegt der Hund begraben.)

348. Ar ist gloffe wie Michl i 'n Himmel.

349. Statt: alle Augenblicke, sagt man auch: All Bittfüruns. Oder: All Bott und grad wieder. Oder: All Henneschiss.

350. Schaffe (arbeiten) dass d' Schwarta krached.

351. Du heast meh Arbat as a Mus (Maus) i n ar Kindbett! (Wenn eine ungeschickte Person beständig tätig ist und doch keine Arbeit fertig bringt.)

352. Von einem faulen Menschen heisst es: Ar ist am liebste do, wo n as scho gschaffet ist. Oder: Ar lot d' Arbat nit a d' Händ ku.

353. De Tag abar tue. (Eins in den Schatten stellen.)

354. Du tätest mer voar d' Sunne stoh, wenn d' 's künntest!

355. Du bist ou koa tealle Lateanne (Laterne), sagt man, wenn einem eines vor das Licht steht.

356. Da bekommt man nur Erdäpfel zu essen: Am Moarge süess, z' Mittag sur und z' Obed mitsant der Mundur.

357. Was ist denn dir übers Leaberle kroche?

358. Deam druckt ma d' Schnalle nit ab. (Keine Kundschaft haben.)

359. Wenn man in einem Geschäft nicht viel einnimmt, tröstet man sich: Wenn as nit reanget, tröpflet as doch.

360. Jetz ist Heu gnueg hun! (Hun, herunten; jetzt ist es endlich genug.)

361. Des ist ggange, flüh oder i nimm de. Oder: So gnot, as d' Hund anand bissed.

362. As ist drohlet wie bohlet. Oder: Des ist oa Dreck, bloss zwoa Hüfe. Oder: As ist ghupft wie gsprunge.

363. Du muescht hüt Fisch ggeasse ho, dass d' so grötig (übellaunig) bist. Oder: Ar rouchet Heublueme. Oder: Bist gwiss mit dem linke Fuess z'erst us em Bett ussar.

364. Wenn einer protzig mit beiden Ellenbogen in den Tisch hineinliegt und sich breit macht, fragt man ihn: Heast 's Koan (Korn) verkouft?

365. Do bist uf em Holzweag. (Falscher Ansicht.)

366. Ar gäb a n Oug, wenn dear ander koas hett!

367. Wenn em nu ou amol a Spa (Holzsplitter, eine Widerwärtigkeit) a d' Nase springe tät!

368. Do ist 's Beattle versumt. (Wenn eine Arbeit wenig einträglich ist.)

369. Is Geu ku. (Ins Gehege kommen.)

370. Usgstoche wie a Sutrog! (Ein Spott über eine ausgeführte Arbeit, oder auch: das ist ein ungehobelter Mensch.)

371. Ufpasse wie a Häftleträgar. (Aufpassen wie ein mit Haften und Ösen Hausierender, wenn er dieselben zählt.)

372. Mir gond a bitzle vermoie. (Moie, Blume; wir gehen ein wenig durch die Felder spazieren.)

373. 's Öl verschütt. (Die Gunst verscherzt.)

374. Wenn man ein Licht brennen lässt, während es schon oder noch hell ist, heisst es: Des brinnt a Loch i 'n Tag.

375. Hüt tätest mer de Kopf abhoue und moan wieder am Stumpe leacke. (Heute beleidigst du mich und morgen möchtest du mir wieder schön tun.)

376. I hea gmoant, i müs ugspitzta i 'n Bode schlüfe! (Wenn man sich in einer unangenehmen Lage befunden.)

377. Des ka ma nit gad aso us em Bode ussar stampfe.

378. Kumm i hüt nit, kumm i moan, sagt man, wenn man sich beim Gehen Zeit lässt.

379. Ar lueget i siebe Häfe zmol (zugleich), heisst es von einem neugierigen Besuch.

380. Wenn man jemanden bei der Arbeit aufgehalten hat, sagt man entschuldigend: A Flissigs bringts i, und a Fuls versumt nünt.

381. As ist moan ou wieder a Tag und no nünt to (getan) a n em, sagt man zu einem, der gar nicht aufhören will zu arbeiten.

382. Ma ist döt (dort) bloss anderthalbe Gast (willkommen), a halba, wenn ma kunnt, und a ganza, wenn ma goht.

383. As dunklet under e Bänke | Und d' Stubat (Besuch) will no nit hoam denke.

384. Wenn die Stubat fort ist: Jetz ghöre mer wieder üsa (unser) und der Kopf de Lüse.

385. As ist no alle Healle am Tag. (Es ist noch nicht spät.)

386. Wenn eine alles falsch näht und dann wieder auftrennen muss: Du bist d' Naiare vu Hoan, | Was die hüt macht, vertrennt se moan.

387. Underrickt und underspunne. Oder: Mit alla Salba gschmiert. (Schlau sein.)

388. Drifahre wie der Narr i 'n Kachelofe. (Unüberlegt handeln.)

389. Wenn ein kinderreiches Ehepaar einen neuen Sprössling erhalten, heisst es: Des stirbt nit, as heat de Hufe scho gseahe.

390. Des Measser hout 's kalt Wasser bis a 'n Bode, wenn koa Stue kunnt. Oder: Uf deam Measser künnt ma ge Rom ritte. (Wenn es nicht scharf geschliffen ist.)

391. I hea so gnueg wie a Ziegerehund! (Ein Ziegerhund ist eine Presse mit durchlöchertem Einsatze, den Topfen oder Zieger zu lockern; der 'Ziegerehund', sagt man, kotzt, sobald er einen weissen Stein sieht.)

392. Deam wär ou koa Stue (Stein) us er Krone gfalle. (Der hätte sich nichts vergeben.)

393. Des ist a n alts Hearku, dass d' Beattlar Lüs händ. Oder: Des ist a n alte Hube.

394. Fall zum Tüfl, bruchst koan Pass!

395. I bi so froh wie der Tüfl ab ar Seel!

396. Die nähms ou mit dem Tüfl uf.

397. Die heat a Zunge wie a Schwert.

398. Die heat Hohr a 'n Zähne.

399. Wenn eines recht unsaubere Hände hat: Du heast Händ, as ob d' de Tüfl gmolke hettest.

400. Ar heat an Hals, ma künnt Rüebsome saie. (Wenn jemand unsauber aussieht.)

401. Statt: etwas auf dem Kerbholz haben, sagt man auch: etwas auf der Kunkel oder auf dem Schäufele haben.

402. I mächt gad uf ar Su foert und uf ar Henn wiederku!

403. Jetz goht der Katze 's Hohr us!

404. Dear schloft, bis d' Katz krait. (Krait, kräht; lange schlafen.)

405. Grob sein wie Bohnestroh.

406. De Holzschlegl voar d' Tüer werfe. (Grob abfertigen.)

407. Ma küechlet em denn nommas (etwas) — am Fleischtag. Oder: Wenn as em nit füegt, soll ar an Steacke derzue stecke.

408. Flueche wie a Rittar.

409. Do goht as zue wie im Himmel voaruss. Oder: wie i n ar Judeschuel.

410. Von einem hübschen Bauernmädchen heisst es: Die heat a Köpfle wie a neu gfoges (neu zusammengefügtes) Mealchkübele.

411. I hea der Nöhe an Rank abgloffe, sagt man scherzweise, wenn man absichtlich einen Umweg gemacht hat.

412. Steht jemand auf, und ein anderer setzt sich auf den Sessel, sagt dieser: Der Kaiser heat 's Reacht hinderlo: wenn oanar ufstoht, ka dear ander niedersitze.

413. I künnt gad Rottanna lieche! (Ich könnte gerade Rottannen ausreissen vor Zorn.)

414. Gott Vater, Gott Sohn, | Sieben Meilen davon | Und ein hoher Berg dazwischen! ruft mancher aus, wenn vom Krieg die Rede ist.

415. I gäng und wenn as Krotta (Kröten) hagle tät.

416. Do händ d' Jude koa Fleisch, sagt man scherzweise, wenn man jemanden am Oberarm zwickt.

417. I wer di lehre d' Kappe kehre!

418. Ma woasst nit, ist as ghoue oder gstoche. (Man weiss nicht, ist's recht oder nicht recht.)

419. Du wirst scho no katholisch weare!

420. Des stoht der as wie a n ar Kueh a ghöggleta (gehäkelter) Schmis. Oder: wie ar Su a Schealle.

421. Des hanget do wie der Dieb am Galge.

422. Du bist apontschet (warm angezogen), as wie wenn 's Grundis (Treibeis) gäng.

423. Jetz stoht as uf Spitz und Knopf.

424. Mir ist voar Schreacke der Verstand still gstande.

425. Bei einem kleinen Schaden tröstet man sich: As ist ou koa Kueh hie. Oder: Jetz sëi as 's gröscht Uglück!

426. Gang der Nase noch, dass 's Füdlo nit verdwieret (verirrt)!

427. Du tätest sogär 's Füdlo vergeasse, wenn as der nit agwachse wär!

428. A Nase wie a Fueterfass (hölzerner Wetzsteinbehälter).

429. Dear Schönst muess 's Liecht (den Docht der Unschlittkerze) putze! Ein anderer: Denn muess i dringrimpfe.

430. Der Müllar heat oan Gang ghet, — und dear ist zur Mat (Magd) ggange.

431. Du, di Vatter heat a Ross gstohle us am leere Stal!

432. Händ de Friede — und gänd anand! (Habt den Frieden und haut einander durch.)

433. Guet, i dear Höhe, heat 's Wible gsëit, wie ma de Ma ghenkt heat.

434. I gang ge Bettehuse und blib z' Pfulmedoarf übernacht. (Ich gehe zu Bett.)

435. Deare springt a Witling noch, heisst es, wenn am Rocke einer Jungfer die 'Blege' innerer Rocksaumbesatz) sichtbar ist. Wenn sich die Schürzenbänder lockern: Der Schatz denkt a de!

436. Du sottest de doch amol bekehre! — Jo, jo, vu der Wealt zu 'n Lüte.

437. Du heast des Reacht gär nit bichtet! — Na, des Reacht nit, aber 's Ureacht.

438. I hea dem Schindar versproche, koa fuls Fleisch z' träge, sagt man, wenn grössere Kinder immer getragen sein wollen.

439. Wenn Kinder fragen, was sie zum Nikolaus bekommen, antwortet man: A Habanixele, a Wartawile, a Hettageannele (Hättegernlein), a Nixawägele, a goldis Nütele (nüt, nichts) etc.

440. I hea zwor viel Kind', aber oas fehlt allad no, des hoasst der Tuesdu. (Der alle Arbeit tut.)

441. Mir wänd denn seahe, heat dear Blind gsëit, was do zmache ist.

442. Ar goht uf d' Jagd — aha, ufs Zopfwild.

443. Muetter, lass mi trinken, oder i sch— der i 'n Koarb!

444. Wenn d' Henna im Reage umanand loufed, ist as schleacht Weatter.

445. Hinder Hanse Herehus hone hundert Hase höre hueste.

446. Uf d' Wite hea n i gmoant, du sëiest so wüest — und i der Nöhe ist as aso.

447. Wie mer ghürotet hond, hom mer a schös Vermüge zämmid ghürotet; i ho frile nünt ghet, aber sie hot an Gulde ghet, halb Banknote und halb Papier.

Zum Fangsteinchenspiele.

Im Anschluss an den vor fünf Jahren veröffentlichten Aufsatz über die Verbreitung des Fangsteinchenspiels (oben 16, 46—66; dazu 17, 85—88) möchte ich hier einige Ergänzungen mitteilen.

Im **deutschen Sprachgebiete** hatte bereits Ph. Wegener (Geschichts-Blätter für Magdeburg 18, 173. 1883) die Bezeichnungen Bikelspiel, Hammel de Buff, Grabschtein, Überrenchen zusammengestellt. 1901 brachte die Zeitschrift Niedersachsen (6, 203f. 240. 242. 257. 273. 307. 326. 375) im Anschluss an einen Artikel von Landois mehrere Mitteilungen über das Kautenspiel, und später gingen noch E. Kück in der Zeitschrift für deutsche Mundarten 1906, 132—134 und C. Walther im Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung 27, 79—82 (1907) der Etymologie des Spielnamens Peduck nach.

Auftätschen (Schwaben. Vier Würfel und ein Ball. Fischer, Schwäb. Wörterbuch 1, 427). — Balletle (Schwaben. Fischer 1, 594). — Bickelspiel (Cleve. Vier 'Hilten' und eine Steinkugel; 8 Touren; die letzten heissen Jan, Peter, Klein, Groot. Geschichtsbl. f. Magdeburg 18, 173). — Bikkeln, Bikkern (Ostfriesland. Ball und weisse oder bunte Bikkels. Niedersachsen 6, 273 und Lüpkes, Ostfriesische Volkskunde 1908 S. 207f. — Münsterland: Niedersachsen 6, 326). — Däzle (Möhringen, Amt Engen. Alemannia 34, 234). — Fiben oder Fiven (Wismar. 5 Ziegelbrocken oder Bleiwürfel. Kbl. f. niederdeutsche Sprachforschung 28, 49. Zs. f. dtsch. Mundarten 1906, 133). — Fiefsteen (Ostholstein. Holzwürfel, Marmel oder Steinchen. Niedersachsen 6, 273). — Fipsen (Minden, Westfalen. 4 Holzwürfel und ein Ball. Mädchen). — Grabschtein (Berlinchen. Geschichtsbl. f. Magdeburg 18, 173). — Hakalesspiel (Heidelberg-Handschuhsheim. Hakale = Kiesel. Zs. f. dtsch. Mda. 1906, 133 [1]). — Hammel de Buff (Treptow. Hammelknöchel. Geschichtsbl. 18, 173. — Strelitz: Zs. f. dtsch. Mda. 1906, 133). Der Name erklärt sich wohl aus den mecklenburgischen Versen, die bei der vom Gewinner am Verlierer vollzogenen Spielstrafe (Schlägen auf die Hand u. a.) hergesagt werden (Niedersachsen 6, 376):

De Hamel dei bufft,
De Katt dei rufft,
De Zeeg dei mickt,
De Tang dei knippt.

Kniepe de Tang!
Kratze de Katt!
Hau sie ab
So wie datt!

Iberentjen oder Liberentjen (Schöningen in Braunschweig. Schafknöchel. Niedersachsen 6, 242). — Karnulen (mit Karnöffelspiel zusammengestellt Kbl. f. nd. Sprachforschung 27, 86). — Katerlücken (Hembüttel. Kl. Harms, Lebensbeschreibung 1851 S. 14. — Südschleswig. 5 Knöchelchen. 60 Touren. Niedersachsen 6, 240). — Kautenspiel oder Knippken (Münster. Vier Kauten, d. h. Schafknöchel, und ein Pottholper, d. h. Steinkugel oder Gummiball. 20 Touren, die letzte heisst Katuffel Ehras. Mädchen. Die gewölbte Seite des Knöchels heisst Büüksken, die ausgehöhlte Löcksken. Niedersachsen 6, 203f.). — Kippen (Woeste, Wtb. der westfäl. Mda. 1884 S. 245). — Knautjenspiel (Brake, Westfalen. Vier Holzwürfel und ein Marmel. Niedersachsen 6, 307). — Knoll (Lübz bei Parchim, Meckl. Steinchen). — Knorrchen spielen (Rastenburg, Ostpr. Fünf Hammelknöchel, mitunter rot, schwarz usw. gefärbt. Absätze: Aufhuckerchen, Schaarekratze Eins, Schaarekratze Zwei usw.). — Knull (Schwerin. Zs. f. dtsch. Mda. 1906, 133). — Knull-Knull (Mecklenburg. Niedersachsen 6, 375). —

Kotchen fangen (Frauenburg, Ostpr. Fünf Schafsknöchel, mit Zwiebelschalen rot gefärbt. Absätze: Klapperchen, Hüpperchen, Tellerchen, Töpfchen usw.). — Köötjern (Neuhaldensleben, Prov. Sachsen. Gummiball und 4 Köötjer, d. h. Knöchel. Ihre Stellungen sind Bööker, Löcher, Ständer. 16 Touren. Niedersachsen 6, 257). — Köötken (Recke, Westfalen. Ein Ball und 4 Knöchel. Niedersachsen 6, 307). — Kuttchen spielen (Rössel, Ostpr. Fünf zuweilen gefärbte Schafsknöchel oder Steine. Mädchen und Knaben). — Mulz'n (Gottschee. Tschinkel, Zs. f. österr. Volkskunde 14, 109). — Packetspiel (Pommern. 5 Steine, 8 Touren. Blätter f. pommersche Volksk. 3, 91. 1895). — Paduck ist nach C. Walthers gründlicher Darlegung (Kbl. f. nd. Spr. 27, 79—82) = Pfadhocker, was auch als Bezeichnung für den Strassenräuber (mhd. pfadhucke, mnd. up der straten padhuchen = Strassenraub treiben), für den Strassenpflasterer und für die Kröte (Padde) vorkommt. Entstellt daraus ist Parduck und Perduck, was schon um 1750 in Reinbeck bei Hamburg (Zs. f. dtsch. Wortforschung 8, 202: „Anticken gelt nich, sagen die Kinder, wenn sie die Gesetze zum Perduck ausmachen") und 1755 in Hamburg (Richey, Idioticon Hamburgense [2] S. 369: Perduck-Steen, 9 platte und runde Steine) bezeugt wird. Minder wahrscheinlich ist Kücks Ableitung des Wortes Peduck (Zs. f. dtsch. Mda. 1906, 132) aus dem in Altona nachgewiesenen Spielnamen Kaduck, den er mit lat. caducus, vornüber gebeugt (altmärkisch kaduxen = hinken) zusammenbringt. — Penkern (Neustadt a. d. D. 5 bis 9 Päckchen Bohnen oder Knöpfe). — Rummeldebuff (Pommern. 5 Steine, 7 Touren: Überhand, Kleinke, Utkälte, Grosse, Aufsammeln, Hinbacken, Griep. Bl. f. pommersche Volksk. 3, 92). — Schinkelchen spielen (Trier. Hammelknöchel). — Snappen (Stendal. Zs. f. dtsch. Mda. 1906, 133). — Snäppken (Brilon, Westfalen. 1 Knicker und 3 Steine. Woeste, Wörterbuch der westfäl. Mundart 1884 S. 245). — Snappstein (Osten von Mecklenburg. Fünf Snappsteine oder Schöttel, d. h. Marmel, auch Steinchen oder weisse Bohnen, je fünf auf eine Schnur aufgereiht. 8 Touren: Einling, Tweiling, Dreiling, Vierling, Fiezen, Utdutten, Rusch, Dalklappen un uphalen; diese wiederholen sich in 5 Gängen: Einfach, Pratter, Gripse di Grapse, Rusch, Englisch. Nur Mädchen. Niedersachsen 6, 375f.). — Steinchenspiel (Ortelsburg, Ostpr. 5 Steine. Mädchen. Absätze: Storchchen, Topfchen und Scheer'). Ein Spielreim aus Luxemburg (Mersch, Die Luxemburger Kinderreime 1884 S. 125 Nr. 487) lautet:

Fünf Steinchen fang ich flink:
Eins gefangen pink,
Zwei gefangen pink, pank,
Drei gefangen pink, pank,
Vier gefangen pink, pank,
Fünf gefangen pink, pank,
Alle fünf in meiner Hand,
Umgedreht und umgewandt,
Keins gefallen in den Sand.

Steinles, Steintätschen (Schwaben). — Štuaindlein špiel (Gottschee. Zs. f. österreich. Volkskunde 14, 109). — Topflen (Schwaben. Marbel und 4 Steine. Fischer, Schwäbisches Wtb. 2, 266). — Tuppenspiel (Dietkirchen, Nassau. Vier Steinchen oder Knöchel und ein Klicker, 11 Touren. Kück und Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolks 1909 S. 280f.). — Twölfsteen (Holstein. Vier von den 12 Steinen haben besondere Namen: Winser, Luxer, Katt, Kater und zählen 12, 8, 4, 2 Augen. Die Heimat 16, 132; Kiel 1906). — Überrenchen (Wernigerode. Fünf Steinchen. Mädchen. Geschichtsblätter f. Magdeburg 18, 173). — Wispeln (Eilsdorf bei Halberstadt. 5 Kugeln. 9 Gänge: Spitsken, Bukspanäle, lütjen Kötl, groten Kötl, Butsen, drei uter Hant faln laten, alle hope in einer Hant, Grapschen, krumm fengen. Kbl. f. nd. Spr. 28, 56).

Norwegen. Nappa oder munka (Bergen und Telemarken. 5 Steinchen. 30 Touren. Støylen, Norske barnrim og leikar 1899 S. 96f.).

Frankreich. Auf einem Bilde von Chardin (1699—1779) 'La joueuse d'osselets', das G. Vuillier (Plaisirs et jeux depuis les origines 1900 p. 114) und H. R. d'Allemagne (Récréations et passe-temps, um 1906 p. 77) reproduzieren, erblicken wir ein am Tische sitzendes Mädchen, das einen Ball auffängt, während vor ihr auf dem Tische vier Knöchel liegen. Auf drei Lithographien von Charlet, Leprince und einem Ungenannten aus dem ersten Viertel des 19. Jahrh. (d'Allemagne p. 78. 80. 81) sind die mit dem Knöchelspiel beschäftigten Knaben kniend dargestellt. — Fourès, Revue des langues romanes 35, 279f. (1891) schildert das Spiel as totouls, wie es in Lauraguais in Südfrankreich geübt wird: ein Ball (Orange, Kiesel) und vier weisse oder gefärbte Knöchel; 40 Gänge, schweigend.

Italien. Anellini (Bologna. 5 Steine. Daumen und Zeigefinger werden beim Auffangen zu einem Ringe, anello geformt). — Giuoco di lu baddro (Trapani. 5 Steinchen. Nur Knaben). — Bihachi (Sassari. 5 Steinchen. Zumeist Mädchen). — La matta (Bologna). — La passa (Bologna). — Palpete (Rovigo. 5 Steinchen. Bei einem Absatz werden Daumen und Zeigefinger zu einem Ring geformt). — Petranta (Girgenti. 5 Steine oder grosse Nüsse. Kleine Mädchen und Knaben). — Petruli (Nicotera. Fünf 'solini' d. h. kleine Steinchen. Mädchen. Fünf Absätze; pizzicata mit einem Stein, a du' a due mit zwei Steinen usw.). — Giuoco di lu rigghiocco (Trapani. 5 Steinchen. Nur Knaben). — Im Palast der Konservatoren in Rom befindet sich die antike Statue eines hockenden Knaben, der drei Steinchen auf dem rechten Handrücken hält. Hr. Dr. Carlo de Marchesetti, Direktor des Museo civico di storia nazionale in Triest, hat in antiken Gräbern zu S. Lucia bei Tolmino (Tolmein) wiederholt Knöchel, 15 oder 16 Stück, gefunden.

Griechenland. *Τὸ κότσι* = Knöchelspiel.

Polnisches Sprachgebiet. Babischka kamischka (Gostin, Posen. 5 Steine oder gekaufte bunte Kugeln. Mädchen). — Strulki (Gouvernement Kalisch, Polen. 5 Kalbsknöchel, 5 Absätze. Zumeist Mädchen. Wenn die Kinder im Frühjahr mit diesem Spiel beginnen, so sagt man: 'Es wird ein teures Jahr'). — Struljkis (5 Steinchen oder Kalbsknöchel. Regine Liliental, Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde 10, 47. 1908). Vgl. Zbiór 10, 246. Česky Lid 13, 68. 16, 301. Unzugänglich war uns Stewart Culin, Games of the North American Indians (24. annual report of the Bureau of American Ethnology. Washington 1907).

Berlin. Elisabeth Lemke
(mit Beiträgen von Johannes Bolte).

Volkstümliche Obst- und Speisennamen im Braunschweigischen.

Wie viele Pflanzen im Volksmunde einen andern Namen führen als den wissenschaftlichen, so gibt das Volk auch den Früchten nach ihrem Aussehen oder Geschmack besondere Namen. Die Bēre Griess, wie sie in Schöningen und Helmstedt aus beurré-gris entstellt heisst, wird allgemein auf dem Lande Smaltbere genannt, die Fürstenbirne in Harvesse bei Braunschweig Hangeltute, in Lamme Hangeltrude, in Schöningen Angeltute, in Braunschweig Jungfern-

lenne. Honig-, Zucker- und Kandisbirnen als Namen für alle möglichen süssen Birnen gibt es im ganzen braunschweigischen Lande, eine längliche Birne heisst nach ihrer Form Gausekop. Dasselbe finden wir bei den Äpfeln: Hasenköpfe heissen in Lelm bei Königslutter die bei uns nach ihrer Form Langäpfel genannten schönen Früchte, die auch Klapperäpfel heissen, weil ihre Kerne klappern, in Grasleben bei Helmstedt heissen sie Schapsnuten, in Wedtlenstedt Schafnasen.

Auf die Kartoffelsorte witte Müse und die Slabbergurken brauche ich nur kurz hinzuweisen. Der Kürbis führt in Wedtlenstedt den Namen Rausch- oder Grauschappel, in Schöningen Türkappel.

Aber auch die gekochten Speisen erhalten besondere Namen. Andree[1]) hat ein paar angeführt: die bekannten Ütschenlennen für den grünen Salat in Buttermilch, Strohlehm, Galgennägel oder Polizeifinger und Flintensteine. Die Bezeichnung Polizeifinger für Mohrrüben ist der Gaunersprache entlehnt, sie heissen auch Sargnägel, Klafterholz, Angestplocken und Kattenfutter. Katzenfutter deshalb, weil die Katzen Mauren, niederdeutsch für Mohrrübe, rufen. Die dicken Arften (Erbsen) als Soldatenbotter bezeichnet, der dicke Reis, der auch blauer Heinrich und Elefantenfutter genannt wird, und die dicken Graupen, Schwellhüpper genannt, kommen wenig in Betracht. Bohnen werden mehr gegessen als Linsen, das Esau- oder Erbschaftsgericht. Von den Bohnen haben aber neben dem bekannten Bunten Huhn (grüne und trockene Bohnen zusammengekocht) die Saubohnen besondere Bezeichnungen erhalten. Sind sie nicht mehr jung, so haben sie leicht etwas Zähes an sich und heissen daher Ledderne Jungen, daneben Schauhbohnen, Schauhantrecker und 'Balsternacken. Eines der Hauptgerichte auf dem Lande und in der kleinen Stadt ist der Kohl. Der zu Profosskohl (wohl aus par force) entstellte, fett und süsssauer gekochte Kohl — meine Frau nennt ihn forcierten Kohl — wird auch falscher Kohl genannt, weil er sauer gekocht wird, bevor es sauren Kohl gibt. Der in lange Stücke geschnittene weisse Kohl, der meist mit Hammelfleisch schon Ende des Sommers gekocht wird, hat wegen seiner Gestalt die Namen Flatschen-, Latschen-, Slunschenkohl, auch Schuhsohlen und Fautlappen erhalten. Wird der saure Kohl mit Kartoffeln zusammengekocht, so heisst er in Lelm Ramuschel (scheint auch aus der Gaunersprache zu stammen, ich habe aber das Wort in der einschlägigen Literatur nicht gefunden), in Grasleben Pümpel.

Das gewöhnlichste Abendbrot auf dem Lande sind Pellkartoffeln und Stippels, in Wedtlenstedt wohl als Landeskinder und Spiegeleier bezeichnet. Hier und da heissen sie Pulers und auch Slükartuffeln, weil sie mit der Schale (Slü) gekocht werden. Die Schuster in den kleinen Städten sollen sie auch viel essen, und obwohl man sie sagen lässt, wenn sie den 'Pekedraht' ziehen: 'Botter un Kese is nist for mik', so nennt man den Käse doch Schausterkarbonade und erzählt, die Schuster liessen einen Hering an einem Bindfaden von der Decke herab und strichen mit der Kartoffel an ihm herunter, um doch etwas von dem Geschmack zu bekommen. Daher heissen die Pellkartoffeln auch Schaustereier und die gebratenen Kartoffeln, über die ein Ei geschlagen ist, Schausterbraen. Der von rohen Kartoffeln gebackene Puffer heisst Hosenflicken, der von gekochten Dämper oder Schausterkotelett. Von den Eier-

---

1) Andree, Braunschweiger Volkskunde^2 S. 221.

speisen heissen die Spiegeleier Eiback, das Rührei Eiroiers, Roir-um, Hottumme (eigentlich ein Befehl für die Pferde), und Kritzekratze, das selten gebackene Omelett Kratzemus.

Von den Suppen ist nur die Kartoffelsuppe als Kartuffel un dünne und die Brotsuppe mit ihrem Namen Drinkenbrot zu erwähnen. Wer diese aber nicht mag, der sagt: Drinkenbrot | Is de Katten ör Dod.

Braunschweig. Otto Schütte.

Der Teufel im Glase.

Nach der Volksvorstellung beliebt der Teufel von Zeit zu Zeit Mückengestalt anzunehmen, in ein Getäfer sich festzusetzen, in ein Glas, eine Kanne, in Pflanzen zu fahren, worüber Birlinger (Volkstümliches 1, 204f., 267f. 1861) verschiedene Nachweise bringt. Ergötzlich wird da (213, Nr. 325) des Dr. Phrastes (Theophrastus Paracelsus) Ende erzählt, welcher den Teufel in ein Glas gebannt, dann aber denselben aus Unvorsichtigkeit hinausfahren liess und darob sein Leben elendiglich verlor. Die Urheimat[1]) der Sage vom Teufel im Glase ist aber wohl im 1132 gestifteten, 1802 säkularisierten Cistercienser-Reichsstifte Kaisersheim im Ries zu suchen. Die Chroniken desselben[2]), eine deutsche handschriftliche, bis zum Jahre 1525 reichende, von P. Knebel, sowie zwei lateinische handschriftliche, bis zum Jahre 1675 gehende, berichten, dass einst Herzog Meinhard aus Kärnten mit seiner vom Teufel besessenen Tochter in das Cistercienser-Kloster Stambs nach Tirol, dessen Mönche wegen ihrer Frömmigkeit weit und breit berühmt waren und vielen Bedrängten, insbesondere den vom bösen Feinde Geplagten geistliche Hilfe leisteten, kam, um da Hilfe zu suchen. Die Mönche wandten nun alle Mühe und Mittel an, aber vergebens. Auf einmal schrie der Teufel: „Hier treibt mich kein Mensch aus, wenn nicht der N. N. (dessen Name in den Chroniken nicht angegeben wird) von Kaisersheimb kommt!“ Dies sprach der Satan nur in seiner Schalkheit, denn er wusste gar wohl, dass dieser Laienbruder ein Gelübde abgelegt habe, niemals mehr die Schwelle des Klosters und des Chors zu überschreiten. Als der Herzog diese Reden des Teufels vernommen hatte, schickte er alsbald eine ansehnliche Gesandtschaft an den Abt zu Kaisersheim mit der inständigen Bitte, er möchte doch besagten Bruder ihm nach Stambs senden. Der Abt rief den Bruder, welcher aber auf sein Gelübde hinweis, wonach es ihm unmöglich sei, auf den Wunsch des Herzogs einzugehen. Doch der Abt befiehlt ihm, aus heiligem Gehorsam zu gehen. Ohne Zögern gehorchte er jetzt und kam nach Stambs. Als der Teufel des Mönches gewahr wurde, fing er gleich an, furchtbar über denselben zu schreien, aber der Bruder fürchtete ihn nicht und gebot ihm ewiges Stillschweigen; er gebot ihm, die Herzogin augenblicklich zu verlassen und sich in ein kleines eisernes Büchslein zurückzuziehen und auch dieses nicht zu verlassen, selbst wenn es zerbrochen würde. Mit Danksagungen überhäuft und mit dem Teufel im Büchslein, machte sich der Bruder wieder auf den Heimweg nach Kaisersheim. Hier wurde nun der Teufel in ein Glas getan

1) [Die Sage von einem durch Virgil, Paracelsus oder einen anderen Zauberer in eine Flasche gebannten Dämon stammt vielmehr aus dem Orient; s. Benfey, Pantschatantra 1, 116. Chauvin, Bibliographie arabe 6, 23. Grimm, KHM. nr. 99. Montanus, Schwankbücher ed. Bolte S. 611f. Freisauff, Salzburger Volkssagen 1880 S. 282. Über den bösen Geist im Sacke vgl. auch Goethe-Jahrbuch 19, 303.]

2) [Vgl. M. Schaidler, Chronik des ehemaligen Reichsstiftes Kaisersheim (Kaisheim). Nördlingen 1867.]

und in der Kirche hoch oben unter dem Gewölbe aufgehangen. Daher stammt das Sprüchwort: 'Der Teufel im Glas zu Kaisersheim' und 'Ich will dir den Teufel im Glas zeigen'. Der lateinische Chronist bemerkt, dass ihm dies von seinen senioribus sei referiert worden, und er es auch in gratiam seiner Leser mitteilen wolle. Des Teufels wird dann noch einige Male in der Chronik Erwähnung getan, und zwar zu den Jahren 1483, 1493 und 1510. Über 200 Jahre habe der arme Teufel so im Glase hängen müssen, nämlich bis zum Jahre 1543, wo der Blitz in die Kirche eingeschlagen, da sei das Glas zersprungen und der Teufel zum — Teufel. Dass der Teufel in seiner Gefangenschaft hoch oben die Mönche nicht ungeneckt liess, geht daraus hervor, dass einstens 50 Mönche im Chore standen und die fünfte Tonart nicht herausbringen oder nicht anstimmen konnten. Da fing der Teufel in dieser Tonart an laut in die Kirche hineinzurufen: Sunt quinquaginta Monachi in choro, et nesciunt quintum tonum! — Der Kaisersheim sehr gewogene Kaiser Friedrich III. hatte das Gotteshaus um die Mitte des 15. Jahrhunderts auch einmal mit seinem jungen Prinzen Maximilian, dem nachmaligen Kaiser Max I., besucht, als er dabei in der Kirche das Glas mit dem Teufel bemerkte, einem seiner keckesten Diener befohlen, auf das Gewölbe zu steigen, das Glas hinaufzuziehen und den Teufel anzuschauen, ob er etwas möchte erfahren. Dieser begab sich schnell hinauf; als er aber an den Ort kam, wo das Glas gehangen, erschrak er dergestalt, dass er gleich in Ohnmacht sank. Als er wieder zu sich kam, begehrte er nicht wieder den Teufel zu sehen. — Eine aus Holz geschnitzte Abbildung des Teufels im Glase war noch lange nach Aufhebung des Klosters vorhanden; vor etwa 40 Jahren lebten noch Personen, die dieselbe gesehen. Wie sie abhanden gekommen, ist unbekannt. Im Saale des früher Kaisersheimschen Schlösschens Leitheim befindet sich ein Plafondstück vom Jahre 1751, in welchem ein Klostergeistlicher Knaben den 'Teufel im Glase' zeigt.

Diese Mönchslegende vom 'Teufel im Glase' (Glasteufel) kommt übrigens auch noch anderwärts vor. Ergötzlich ist noch folgende Anekdote aus dem Leben des (1572 zu Innsbruck geborenen, 1638 zu Unken im Salzkammergut gestorbenen) Theologen und Hexenprozessgegners P. Adam Tanner, S. J. Die Bewohner des Hauses in Unken, wo er starb, entdeckten unter den wenigen von ihm hinterlassenen Habseligkeiten ein Vergrösserungsglas, in welchem eine Mücke eingeschlossen war. Sein Ordensgenosse, der geschätzte Naturforscher P. Christoph Scheiner, hatte ihm, da er sich gern mit Mathematik und Physik beschäftigte, dasselbe einst zum Geschenk gemacht. Als nun die guten Unkener im Vergrösserungsglas das grosse, behaarte Tier mit Schnauze und langen Klauen in einem äusserlich kleinen Gefässe eingeschlossen sahen, stieg in ihnen alsogleich der Verdacht auf, dieses hässliche Geschöpf sei nichts anderes als der Teufel (ein sogenannter 'Glasteufel') und der verstorbene Fremde ein Zauberer. Sie wollten diesem höchst verdächtigen Reisenden das christliche Begräbnis im geweihten Erdreiche versagt wissen; zum Glück besass der Pfarrer des Orts einige Kenntnisse von den optischen Gläsern und erklärte den Leuten, so gut er konnte, die ganze Sache, indem er die Mücke aus dem Glase herausnahm und sie ihnen in ihrer natürlichen Grösse zeigte, dann aber eine andere Mücke fing, selbe ins Mikroskop verbrachte und in vergrösserter Gestalt sehen liess, was dann die Leute beruhigte und worauf sie die kirchliche Beerdigung zuliessen. So fügte es also ein eigener Unstern, dass Tanner, der in seinem ganzen Leben gegen den übertriebenen Glauben an Zauberei und Hexerei mit aller Macht gesprochen und gewirkt hatte, nach dem Tode selbst für einen Zauberer und Hexenmeister gehalten wurde.

Ravensburg. Paul Beck.

Ein altnorwegisches Bärensohnmärchen.

In seinen unlängst erschienenen 'Studien zur germanischen Sagengeschichte, I. Beowulf' geht Panzer, um zum Verständnis der Beowulfsage zu gelangen, vom Märchen vom Bärensohn aus. Ein ungeheures Material ist hier zusammengetragen und eingehend zergliedert. Folgende, von Panzer nicht erwähnte Geschichte dürfte in den Kreis der Bärensohnmärchen gehören. Sie findet sich in der Sage von Olaf dem Heiligen (Snorri Sturluson Heimskringla K. 141, in Fornmanna sögur K. 137, in Flateyjarbók K. 204 f.), geht also sicher bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts zurück. Ihr Inhalt ist in Kürze folgender: König Olaf der Heilige hat den Isländer Thorodd Snorrason mit 12 Gefährten nach Jämtland gesandt, um dort die Schatzung für ihn zu erheben. Es war eine gefährliche Fahrt, weil die Jämtländer unter dem schwedischen König stehen wollten und bereits eine frühere Gesandtschaft Olafs getötet hatten. Auch Thorodd und seine Gefährten werden gefangen gesetzt und sollen geopfert werden. Es gelingt ihm mit einem Genossen zu entfliehen. Sie irren lange in der Wildnis umher und finden schliesslich in einem Gehöft bei einem Ehepaar Aufnahme. Als sie sich zur Ruhe begeben hatten, sieht Thorodd, wie ein Mann hereinkommt, der war so gross, wie er noch keinen gesehen hatte. Er war prächtig gekleidet. Aus dem Gespräch, das er nun anhört, entnimmt er, dass der Mann Arnljot Gellini hiess, von dem als einem bekannten Räuber er schon gehört hatte. Jener übernimmt es nun, den Flüchtigen den Weg zu weisen. Sie müssen aufstehen und werden — es war Winter — mit Schneeschuhen ausgerüstet. Arnljots Schneeschuhe waren breit und lang. Schon nach den ersten Schritteu ist er ihnen weit voraus. Da bleibt er stehen und sagt, so würden sie nicht schnell genug vorwärts kommen, die beiden sollten sich mit auf seine Schneeschuhe stellen. Das geschieht denn auch, und Arnljot läuft so schnell, wie wenn er niemanden zu tragen gehabt hätte. Sie kommen nun noch in der Nacht in ein Unterkunftshaus, zünden Feuer an und bereiten ihre Mahlzeit. Arnljot warnt seine Gefährten davor, irgendetwas von den Abfällen auf den Boden zu werfen, und er verwahrt alles gut. Ihr Lager nehmen sie in der Bodenkammer ein und Arnljot heisst sie, sich still zu verhalten. Kurz darauf kommen 12 Kaufleute ins Haus, speisen, werfen die Knochen auf die Erde und legen sich dann auf der Diele schlafen. Nun kommt eine grosse Unholdin (trollkona mikil), verschlingt zunächst die Knochen und alles, was ihr essbar scheint, darauf ergreift sie den Mann, der ihr zunächst liegt, reisst ihn auseinander und wirft ihn ins Feuer. Da erwachen die anderen und springen auf, aber sie erschlägt alle, bis auf einen, der unter den Boden läuft und um Hilfe ruft, wenn etwa da oben jemand wäre. Da beugt sich Arnljot nach unten und zieht ihn an den Schultern herauf. Die Unholdin macht sich inzwischen daran, die gebratenen Menschen zu verzehren. Nun erhebt sich Arnljot, ergreift seinen Speer und stösst ihn ihr zwischen die Schultern, so dass die Spitze durch die Brust kommt. Da bewegt die Unholdin sich heftig, schreit laut auf und rennt hinaus mitsamt dem Speer. Am andern Morgen trennt sich nun Arnljot von den andern, nachdem er ihnen den Weg gewiesen, und sagt, er wolle sich jetzt seinen Speer holen. Als Lohn für seine Bemühung wolle er sich von den Waren der Kaufleute das nehmen, was er glaube leicht zu Gelde machen zu können.

Von der Geburt und Jugend Arnljots wird uns nichts erzählt. Aber wie der Bärensohn ist er von ungewöhnlicher Stärke (und Grösse): zwei Männer trägt er auf seinen Schneeschuhen, einen hebt er an den Schultern in die Höhe. Was

sein Beiname bedeutet, wissen wir nicht (vgl. Finnur Jónsson, Tilnavne i den islandske oldlitteratur S. 165). Die Waffe, mit der Arnljot die Unholdin verwundet, der Speer, wird als besonders gross und prächtig beschrieben, ohne dass wir jedoch etwa erfahren, woher sie stammt. Unsere Erzählung gehört damit in Panzers Einleitungsformel B (S. 15f. 95ff.), die sofort die erste Begegnung der Helden mit dem Dämon herbeiführt. Sonst aber stellt sich die Erzählung ganz zur Einleitungsformel A, die die Jugend erzählt (S. 15. 16ff.) und zwar im besonderen zu der Fassung 'der Dämon im Waldhaus' (S. 74ff.). Das Haus, in dem Arnljot mit seinen Genossen nächtigt, liegt im Walde. Freilich sind es nicht die Genossen, mit denen Arnljot gekommen ist, die der Unholdin zum Opfer fallen, sondern Neuhinzugekommene, die keine Beziehung zu ihnen haben. Dass vor dem Erscheinen des Unholdes geschmaust wird und dass man sich dann schlafen legt, findet sich in vielen Varianten des Märchens (S. 77). Meist ist der Unhold männlich, doch auch in einzelnen Fällen, wie hier, weiblich (S. 78). Während es sich nun aber bei den Märchen nur um Schabernack oder mehr oder minder starke Misshandlungen handelt, die der Dämon den Genossen zufügt, tötet und frisst er hier die Gefährten, und damit stellt sich unsere Unholdin zum Grendel des Beowulf. Die Zeit ihres Erscheinens ist hier wie im Märchen und sonst in der Gartenformel die Nacht (S. 105), während in der Waldhausformel der Dämon meist mittags kommt (S. 78), jedoch gibt es auch Fälle, in denen er zur Nacht erscheint (S. 90ff.). Dass der Unhold vom Bärensohn nicht sofort getötet wird, sondern entrinnt und von ihm verfolgt werden muss, ist dann ein weitverbreiteter Zug des Märchens (S. 87ff.) und stimmt auch zur Grendelepisode. Die Verfolgung des Unholds selbst berichtet unsere Erzählung nicht, nur dass der Held diese vorzunehmen beschliesst. Wir erfahren demnach auch nichts über die Wohnung der Unholdin. Arnljot eignet sich als Belohnung von den Waren der Kaufleute an, was ihm gefällt. Das erinnert entfernt an die Schätze, die der Bärensohn im Märchen vielfach im Reiche des Dämons, in der Unterwelt, erringt (S. 174ff.).

Nach den aufgewiesenen Ähnlichkeiten dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, dass die Erzählung von Arnljot Gellini in den Kreis der Bärensohnmärchen gehört.

Heidelberg. Bernhard Kahle †.

Nachtrag zum Spruch der Toten an die Lebenden.

(Oben S. 53ff. 89ff.)

Zufällig stosse ich auf eine Stelle in Schönbachs Mitteilungen aus altdeutschen Hss. 9, 23 (Wiener Sitzungsber., phil.-hist. Kl., Bd. 156, Nr. II. 1907), die den Spruch ebenfalls enthält, in einem Geschichtchen oder Predigtmärlein, das im 15. Jahrhundert aufgezeichnet worden ist. Ein berühmter Prediger empfiehlt seinen Zuhörern, zwei Spiegel in ihrer Kammer zu halten: einen zu gewöhnlichem Gebrauche, der andere aber solle bestehen in einem erschrecklichen Bilde des Todes, dargestellt mit allerlei Würmern, mit einer Kröte auf dem Kopf und Schlangen in den Augen, Ohren und Nasenlöchern. Dies Bild soll in der Rechten einen Zettel tragen mit der Inschrift: „Quid ego sum, tu statim eris; quid ergo (nicht ego!) superbis de tua pulchritudine, divitiis et potentiis, pulvis et cinis?“ In der Linken aber soll es die Inschrift halten: „Opera tua sive bona sive mala

solum sequuntur te . . . .“ Dieser Mahnung folgten viele zu ihrem Nutzen. — Das Bild des Todes erinnert uns an die bekannte Rückansicht der mittelalterlichen Frau Welt. Sie begegnet uns in einem andern Histörchen derselben Wiener Hs., aber umgedeutet, a. a. O. S. 19. Ein Laienbruder in Clairvaux, der öfter in Verzückungen geriet, erblickt eine sehr schöne Frau, die ihn fragt, wer sie sei. Er antwortet: „Es scheint mir, dass du unsere Frau[1]) bist“. Da wendet sie ihm den Rücken zu und er sieht, dass er faul ist und von Würmern wimmelt. Sie aber sagt: „Jetzt erkennst du, dass ich nicht Maria bin, sondern ich bin die Mutter Kirche, die in ihrem ersten Zustand, gewissermassen auf der Vorderseite, durch Heilige, Apostel, Märtyrer und Bekenner gar schön und nach Gebür (decenter, mhd. zimlîche) geschmückt war; jetzt aber von der Rückseite, das heisst in der letzten Zeit, unter den nicht eben bedeutenden Leitern[2]) bin ich faul und Schanden voll, und mein Silber ist mir verwandelt in Schlacke“ (Jes. 1, 22).

Eine Absage an ‘die falsche Welt’ und eine Warnung vor ihr in Prosa und Versen steht an anderer Stelle in derselben Handschrift, bei Schönbach S. 13 ff. „Wenn die menschen, die dir dienent sind, der wirt maniger betrogen; wenn sie tzimernt auf den regenpogen“ heisst es darin mit einer sprichwörtlichen Wendung, die mit demselben Reim u. a. bei Freidank 1, 9:

der hât sich selben gar betrogen
unt zimbert uf den regenbogen

vorkommt und in abweichender Form in den Anmerkungen dazu von W. Grimm und Bezzenberger, von Zarncke zum Narrenschiff 92, 5 f., von Zingerle in seinen Deutschen Sprichwörtern im MA. 119 f., von Lexer unter ‘regenboge’ nachgewiesen wird.

Es zeigt sich auch hier wieder, wie sehr eine Durchsicht älterer Handschriften vermischten und namentlich theologischen, predigthaften Inhalts auf volkskundliche Dinge hin zu wünschen ist.

Berlin. Max Roediger.

Zur Sage von der erweckten Scheintoten.

(Oben 20, 353—381.)

1.

Unter den Fassungen der in der Überschrift genannten Sage, über welche Johannes Bolte in dieser Zeitschrift 1910 S. 353 ff. berichtet hat, weicht diejenige des Thomas von Cantimpré (S. 336 f.) darin von den übrigen ab, dass in ihr ein Dämon das Mädchen entführt, während man in dem Sarge der vermeintlichen Toten „unter dem Linnen ein teuflisches Gebilde aus faulem Holz, mit einer Haut überzogen“ findet. Bolte bemerkt: „Nicht recht begreiflich erscheint in diesem Berichte die Handlungsweise des Dämons, der das scheintote Mädchen in den Wald bringt. Ist er hier nur die Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft? Oder ist er ein mönchischer Zusatz zu einer einfacheren Gestalt der Überlieferung? Man möchte dies fast glauben“ usw.

---

1) ‘Domina nostra’ vom Standpunkte der Zisterzienser, die Maria ganz besonders verehrten.

2) ‘In modicis prelatis’. Schönbach will ‘modernis’ lesen.

Um einen Zusatz handelt es sich jedenfalls. Aber dieser Zusatz ist nicht dem Hirn des Mönches entsprungen, sondern einer anderen Sage entlehnt, die dem Vf. dieser Zeilen vorläufig nur als Episode des indischen Märchenromans von Malayasundarī bekannt ist. Gedruckt ist davon eine metrische Fassung (in Sanskrit) von dem Jaina-Lehrer Jayatilaka, dessen Zeit noch nicht feststeht[1]). Diese Fassung ist eine Versifizierung der Malayasundarīkathā (Erzählung von Malayasundarī) des Jaina-Lehrers Māṇikyasundara (eines Schülers Mērutuṅgas, † 1414 oder 1415 n. Chr.), der ein anderes Werk, das Śrīdharacaritra, im Jahre 1406 oder 1407 vollendete[2]). Der Inhalt beider Fassungen ist bis in Einzelheiten hinein derselbe. Jayatilaka beruft sich auf ältere Bearbeitungen in Prākrit, Māṇikyasundara auf solche in Prākrit (vgl. Jaina-Gr. S. 229) und Sanskrit. Der ganze aus vielen interessanten Motiven zusammengesetzte Roman selbst ist also älter und bereits vor 1400 wiederholt behandelt worden. Er enthält nun zu der oben genannten Sage eine Parallele, die ich hier, da ich die Übersetzung des genannten Romans vollständig in den 'Indischen Geschlechtswechselsagen' zu veröffentlichen hoffe, nur im Auszug gebe (Prosafassung I, § 25 ff.; metr. Fassung S. 15, 57 ff.).

Der Königin Campakamālā zuckt das rechte Auge, woraus sie schliesst, dass ihr ein Unheil zustossen wird. Noch an demselben Tage meldet eine Dienerin dem Könige, ihre Gebieterin habe sie auf kurze Zeit weggeschickt. Als sie zurückgekehrt sei, habe sie die Königin regungslos auf ihrem Bette liegend gefunden. Bestürzt eilt der König in das Gemach seiner Gemahlin und lässt allerlei Belebungsversuche anstellen; als nichts fruchtet, beschliesst er, sich mit der Leiche zu verbrennen. Während am Flussufer ein Scheiterhaufe errichtet wird, trägt die Strömung einen Balken herbei. Als man diesen ans Land zieht, um ihn als Material für den Scheiterhaufen zu verwenden, sieht man, dass er aus zwei hohlen, durch Bänder zusammengehaltenen Teilen besteht. Man öffnet ihn und findet darin die Königin, schlafend, mit himmlischem Schmuck geziert. „Alle riefen: 'Ein Wunder! Ein Wunder!' Und auch der König war erstaunt und rief: 'Untersucht den Ort, an dem der Leichnam liegt!' Sie sahen dort nach. Als sie aber den Leichnam aufdeckten, da rieb dieser die Hände [Jayatilaka fügt hinzu: „und rief: 'Ich bin betrogen!'"], knirschte mit den Zähnen, lachte gellend auf, flog empor und verschwand im Luftraum." Darauf erwacht die Königin und erzählt, ein Dämon habe sie nach dem Malaya-Gebirge entführt und dort ausgesetzt. Sie habe dort in einem Tempel gebetet und von einer Göttin erfahren, dass der Dämon in seinem Menschendasein ein Bruder des Königs gewesen sei, der diesem nach dem Leben getrachtet habe und deshalb von ihm getötet worden sei. Weil er nun wisse, dass der König ohne die Königin nicht leben könne, habe er diese entführt und selbst die Gestalt ihrer Leiche angenommen. Eine Vidyādharī habe dann die Königin in den hohlen Baumstamm gebracht und sie auf dem Flusse ausgesetzt.

Hier ist also die Handlungsweise des Dämons wohlbegründet. Zweifellos liegt auch dieselbe Sage vor, wie bei Thomas. Während sie aber bei diesem

---

1) Śrīmalayasundarīcaritram. Herausg. von Paṇḍit Śrāvaka Hīralāla Haṃsarāja, Jāmnagar 1910. — Ein Jayatilaka lebte nach Peterson, 5th Report und Jaina-Gr. S. 333, um 1400 n. Chr. Leider wissen wir nicht, ob es sich dabei um unseren Jayatilaka handelt.

2) Daneben benutzte Jayatilaka wohl auch den Malayasundarīkathoddhāra des Dharmacandra (14. Jh.).

mit dem Motiv von der aufgeweckten Scheintoten verbunden ist, ist sie bei Jayatilaka und Māṇikyasundara mit dem der schwimmenden Lade verknüpft. Wenn aber bei den Indern der Dämon selbst die Gestalt der Leiche annimmt, so scheint mir das ein ursprünglicher Zug zu sein, der bei Thomas verblasst ist.

Grossbauchlitz bei Döbeln. Johannes Hertel.

2.

S. 356[1]. Zu den Erzählungen vom Schlaftrunk, mit dessen Hilfe eine Jungfrau ihren Tod vorspiegelt, um einer verhassten Heirat zu entrinnen, vgl. noch v. d. Hagen, Gesamtabenteuer 3, CIX; R. v. Liliencron, Historische Volkslieder 4, 176. 182. 188 (die begrabene und wiedererstandene Eva v. Trott; s. AdBiogr. 11, 499); des Landgrafen Moritz von Hessen verlorene lateinische Komödie Sophronia (Goedeke, Grundriss[2] 2, 522); Harsdörffers Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte 1650 Nr. 16 'Der erdichte Todesfall'. Der treulose Liebhaber wird durch das angestellte Leichenbegängnis zur Reue bewegt bei F. van Duyse, Het oude nederl. Lied 1, 156 Nr. 25 = Erk-Böhme, Liederhort Nr. 111.

S. 362[4]. Vgl. Weichelt, Hannov. Geschichten 1, 165. Panzer, Beitrag 2, 180. Auch Feilberg, Aarbog for dansk Kulturhistorie 1892, 3.

S. 365. Einen ähnlichen Fall wie Ewichs Bericht aus Padua stellt ein lateinisches Epigramm dar, das in den 'Witzfunken und Lichtleitern' Bd. 2, Cyklus 2, S. 23 (Leipzig 1819) ohne Nennung des Verfassers u. d. T. 'Die lebendig Begrabene' mitgeteilt wird:

Bis vixit, semel orta, bis hoc composta sepulcro est,
Post sua Callirhoe funera facta parens.
Foeta erat, exanimis tumulatur; at excita partu
Poscit opem; eruitur, mox parit atque perit.

S. 371. Spanisch: Matias de los Reyes, El Menandro 1636 = Coleccion selecta de antiguas novelas españoles 10, 86—131 (Madrid 1909).

S. 372. Deutsch. G. Hirschfeld benutzte für sein Drama 'Das zweite Leben', wie mir J. Minor freundlich nachweist, die Erzählung 'Zweimal gelebt' von Günther von Freiberg (Ada Pinelli) in der Gartenlaube 1862, 289. — In der Kölnischen Zeitung 1910, Nr. 1266 wird zu unserem Aufsatze aus Akten des Kölner Stadtarchivs ein Fall aus dem Jahre 1639 mitgeteilt: Der Kaufherr Wolter de Beche vernimmt, von einer Reise heimgekehrt, dass seine Braut Catharina Hergers in der Nacht zuvor gestorben sei; er tritt an den offenen Sarg, wirft sich über sie, um ihr den letzten Kuss zu geben, und verspürt, dass sie noch atmet. Sie kommt wieder zu sich und wird seine Gattin. (Dr. A. Wrede.)

S. 373[4]. Eine sechste Fassung (F) des Liedes von Adolf und Emilie (10 Str.) aus Storndorf in Hessen hat H. Weber, Hessische Blätter f. Volkskunde 9, 35 (1910) zum Druck befördert.

S. 378. Bei W. Busch, Ut ôler Welt 1910 S. 38 steht eine Erzählung aus Wiedensahl 'Des Totengräbers Sohn', welche dem hessischen Märchen bei Hoffmeister ähnelt. Die schöne Karoline sinkt an ihrem Hochzeitstage leblos um, als der eben heimgekehrte Jugendgespiele Fritz erscheint und ihr ihren Ring entgegenhält. Als sie im Grabgewölbe beigesetzt ist, schleicht Fritz mit seinem Vater, dem Totengräber, nachts zu ihr, entdeckt Leben in ihr und bringt sie, weil er selber nach Spanien muss (vgl. Boccaccio), in seines Vaters Haus. Die Überraschung von Karolines Eltern durch das Gleichnis von der Blume stimmt zu dem S. 376 abgedruckten Flugblatte.

Berlin. Johannes Bolte.

3.

Zum Schwank von der scheintoten Frau und der Dornenhecke (oben 20, 354. 21, 170). — In Webers Demokrit (1832—40) Ausg. Reclam 3, 63 wird an den Mann erinnert, der bei der zweiten Beerdigung der Frau, die als Scheintote, von einer Hecke geritzt, wieder erwachte, ausrief: 'Kommt ja der Hecke nicht zu nahe!'

Ausgeführter wird die Schnurre aus dem Bergischen mitgeteilt bei O. Schell, Bergischer Volkshumor (Leipzig 1907) S. 78: Vorsicht. Dem Mann storf de Frau af. Äs se begraven werden soul, do stoten de Dräger met der Lad gän den Dührenpost. Dat gow sunnen Schnukk, dat de Frau wir bei kom. Äs de Frau do noh ein paar Johren noch ens storf, said der Mann: 'Nemmt öch noh in Aite, dat ihr nit noch ens anstutt'.

Eine längere französische Fassung bietet das Dictionnaire d'anecdotes (Paris 1768) 1, 175 unter den Contes: Mari prudent. Dans un village de Poitou, une femme, après une grosse maladie, tomba en léthargie. Son mari et ceux qui étoient autour d'elle, la crurent morte. Ils l'envelopperent seulement d'un linge, selon la coutume des pauvres gens du pays, et la firent porter en terre. Mais en chemin, ceux qui la portoient, ayant passé près d'un buisson, les épines la piquerent et elle revint de sa léthargie. Quatorze ans après, elle mourut tout de bon, au moins le crut-on ainsi. Comme on la portoit en terre, et que l'on approchoit d'un buisson, le mari se mit à crier deux ou trois fois: N'approchez point des haies. [= Menagiana 1693 p. 117 = Bayle, Dictionnaire hist. et critique 1, 402. 1715.] Später teilt die Geschichte noch mit das 'Petit journal pour Rire' 1873 Nr. 259, 3 unter den 'Contes en l'air'.

Dann ist die drollige Wanderanekdote dem Meister im Anekdotenerzählen, Abraham a Santa Clara nicht entgangen; er erzählt sie in seinem Hauptwerke 'Judas Der Ertz-Schelm' 1, 23 (Saltzburg 1686): „Es ist jenem gar nicht vor übel zu halten, der eben dergleichen Fegfeur in dem Hauß hatte, und als diese in langwüriger Kranckheit eines in so grosse und lange Ohnmacht gefallen, daß sie auch die Doctores selbst für todt gehalten, deßwegen sie in ein höltzene Sarch gelegt, und zum Grab getragen, wie man aber mit der Leich an ein Eck- hauß vorbey gangen, haben die ohnbehutsame Träger angestossen, durch welches das Weib erweckt, und von freyen Stücken mit männiglicher Verwunderung angefangen zu leben, und nach Jahr und Tag erst gestorben, und als man damalen die nothwendige Anstalt machte zur Begräbnüß, auch unter andern die Todten-Trager ins Hauß kommen, so ruffte sie der Mañ auf die Seiten, sprechend: Ich bitte euch um GOttes Willen, stosset halt nicht mehr an, ich will dessenthalben mich schon einstellen."

Zu den Ehemännern, welche unangenehm von dem Wiedererwachen ihrer Ehehälften berührt sind (oben 20, 363), wollen wir doch auch Herrn Sauerbrod stellen, und wie ist er unangenehm berührt!

Knarr! — da öffnet sich die Tür.
Wehe! Wer tritt da herfür!?
Madam Sauerbrod, die schein-
Tot gewesen, tritt herein.
Starr vor Schreck wird Sauerbrod,
Und nun ist er selber tot.

Diese Scheintodgeschichte ist natürlich Wilhelm Buschs 'Abenteuer eines Junggesellen' entnommen; er hat es wohl verdient, dass seiner in diesen wenig Worten gedacht wird [vgl. S. 284].

Göttingen. August Andrae.

Sagen aus Dürrengleina (Thüringen).

1. Vom wilden Jäger. Es war am Tage der Frau Holle (5. Jan.), als in einer fröhlichen Mädchenspinnstube vom wilden Jäger und von Frau Holle gesprochen wurde. Nachts um 12 Uhr glaubten sie auf einmal den wilden Jäger und seine Hunde zu hören. Sie gingen hinaus. Doch niemand wollte zuerst gehen, bis endlich ein beherztes Mädchen sagte: 'Ich will zuerst gehen'. — Sie machte die Haustür auf. Als sie nun hinausgehen wollte, fuhr sie plötzlich mit einem Schrei zurück. Alle waren erschrocken und gingen schnell in die Stube. Da sahen sie, dass ihr Gesicht zerkratzt war und sehr blutete. Auf die Frage, ob sie etwas gemerkt hätte, sagte sie: 'Es war wie ein warmer Wind'. — [Vgl. oben 13, 179.]

2. Ein Hauskobold. Geht man um Mitternacht auf den Boden, so trifft man manchmal ein graues Männchen. Es hat einen grossen Topf mit Gold in der Hand. Nimmt man diesen weg, so lässt es einem das Gold oder es schlägt den Vorwitzigen tot.

3. Frau Holle. Auf den Kirchberg kam einst Frau Holle in einem kleinen Wagen gefahren. Sie hatte da das Unglück, dass ein Rad entzweiging. Ein zufällig des Weges kommender Mann musste ihr helfen. Als Lohn gab ihm Frau Holle die abgefallenen Späne, die der Mann zu sich nahm. Als er zu Hause nachsah, waren sie lauter Gold. — [Vgl. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 8.]

4. Vom Drachen. Von Leuten, die recht reich sind, sagt man wohl, sie haben einen Drachen. In Dürrengleina lebte ein reicher Bauer, dessen Beutel war stets gefüllt mit Goldstücken. Kein Wunder, denn seine Kühe melkten gut, und er verkaufte viel Butter in Kahla. Da geschah es einmal, dass Besuch zu ihm kam, dem er Hirsebrei vorsetzen wollte. Der Bauer ging an den Backofen, und da sah der Gast, wie ein Drache aus dem Ofen hervor dem Wirte den Hirsebrei gab. Nun wusste man die Ursache des Reichtums. Doch lange blieb der Drachen nicht bei ihm; denn niemand wollte ihn warten, weil er dabei aller Lust und Freude entsagen musste. Darum sind jetzt die Leute auch arm geworden.

Im benachbarten Schirnewitz hat ein Sohn die Pflege des Drachen übernommen, die vorher seine Mutter hatte. Man merkt es ihm auch an, denn er ist unvermählt, still, in sich zurückgezogen und verkehrt sehr wenig mit den anderen Leuten. — Wie sehr die Leute noch heute an den Drachen glauben, zeigt ein anderer Vorfall. Ein 19jähriges Mädchen aus einem andern Dorf hatte bei der oben genannten Familie in D. etwas zu besorgen. Ziemlich erregt kam sie wieder: 'Zu denen gehe ich nie wieder, die haben den Drachen, die sehen genau so aus'. — [Vgl. oben 2, 78. Grimm, D. Myth.[3] S. 971. Witzschel, Kleine Beiträge zur dtsch. Mythologie 1, 323. 2, 87. Bartsch, Sagen aus Mecklenburg 1, 256. Jahn, Volkssagen aus Pommern S. 105 Zs. f. dtsch. Altert. 48, 55.]

5. Der feurige Hund. Am 'Kreuzchen' lebt ein feuriger Hund, der untreue Brautleute auffrisst.

6. Bilwitz. Oft sieht man in den Getreidefeldern leere Streifen durchgehen. Das sind die Binsenschnitzerwege, auf denen böse Leute oder Hexen gegangen sind. — [Vgl. Grimm, D. Mythologie[3] S. 441. 3, 137.]

7. Der Schlangenkönig. Eine Frau aus D. ging eines Tages auf das 'Kribz', um Pilze zu suchen. Dabei glitt sie in ihren Holzpantoffeln aus und fiel hin. Als sie so auf dem Boden lag, sah sie nahe ihrer Hand eine grosse Schlange

zusammengeringelt liegen mit einer Krone auf dem Haupte, die die Frau anzischte. Vor Schreck schrie diese auf und lief dann, so schnell sie konnte, zum Dorfe zurück. Hier erzählte sie ihr Erlebnis. Da sagte man ihr: „Das war der Otternkönig. Du warst dumm; die Krone musstest du ihm nehmen, dann hätte er dir alle seine Schätze geben müssen". Doch die Frau erwiderte: „Ja, aber er klapperte so schrecklich mit seinem Schwanze und stiess einen Pfiff aus, und dann sollen alle die anderen Schlangen kommen; nachher wäre ich vielleicht nie wiedergekommen." — [Vgl. Kuhn, Sagen aus Westfalen 1, 347. Grimm, D. Myth.[3] S. 650. 3, 198.]

Altenburg, S.-A. Hans Schache.

Amulette und Gebete aus Salzburg.

Unter der umfänglichen Literatur, die durch die grosses Aufsehen erregende Vertreibung der protestantischen Salzburger Bauern im Jahre 1731 hervorgerufen wurde, zeichnen sich durch Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit aus die beiden dickleibigen Quartbände von G. G. G. Göckings 'Vollkommener Emigrations-Geschichte von denen aus dem Ertz-Bißthum Saltzburg vertriebenen und größtentheils nach Preussen gegangenen Lutheranern' (Franckfurt u. Leipzig 1734—37). Sie enthalten auch einige für die Volkskunde wertvolle Nachrichten, z. B. über die Tracht des litauischen Landvolkes (2, 82f.), über die mit Brettern ausgelegten Gruben, in denen die Salzburger ihr Sauerkraut überwinterten[1]), und über ihre Lieder, Sagen und Aberglauben (2, 297—305).

So beschreibt G. (2, 297) ein Scapulier und einen Rosenkranz, die der zwei Meilen hinter Gumbinnen angesiedelte Christian Steiner 1732 dem vom Könige den Salzburgern zugeordneten Prediger J. F. Breuer übergeben hatte: „Dieser Scapulier bestehet aus zwey Stücklein rothen seiden Zeug, deren ein jedes etwas über ein halb Viertel [Elle] lang und fast eben so breit, und also fast viereckigt ist. Diese beyde Stücke waren mit blauem Bande, etwa einer Ellen lang, an den beyden obersten Ecken zusammen genehet, daß man es über den Kopf hängen konte, dergestalt daß das eine Stücklein vorne, das andere aber hinten herunter hängt. Auf dem Brust-Bilde ist das Haupt des Herrn Jesu ausgenehet, und umher sind die Worte Joh. 1, 4 ausgenehet: Verbum caro factum est. Das Rücken-Bild stellet den ausgeneheten Nahmen der Jungfrau Maria dar, und umher sind die folgende Worte ausgenehet: et habitavit in nobis. Das Tirumdarumdantides sihet etwa also aus, wie obenstehende Figur zeiget. Es soll 1. behüten vor einem plötzlichen und schnellen Tod; 2. soll es schützen vor Donner und Hagel, wenn daneben ein am Lichtmessen geweyhtes Wachs-Licht angezündet und das erste Capitel aus dem Evangelio Johannis gelesen wird; 3. soll Gott denjenigen, der es stets trägt und dabey sechsmahl des Tages den Rosen-Krantz betet, seine Todes-Stunde offenbaren; 4. soll es auch dienen wider alle Kranckheiten und sonderlich wider die Hexen und Gespenster usw. . . . Die sieben Schwerdter bedeuten die sieben Schmertzen der Jungfrauen Mariä. Die rothe Faden, in welchen die sieben

---

1) 2, 294. Vgl. die gleichzeitige Beschreibung von Lucanus bei Beheim-Schwarzbach, Friedrich Wilhelms I. Colonisationswerk in Lithauen 1879 S. 198f.

Schwerdter stehen, sollen aus der Jungfrau Mariä Rock sein . . . Das Brust-Bild von dem Scapulier heißt auf lateinisch Veronica[1]). Wird dasselbe zu Rom vorgezeiget, so erlangen die Römer auf 3000 Jahr Ablaß, die Italiäner auf 6000 Jahr, und die aus fernern Landen dahin kommen, auf 12000 Jahr.

„Doch hat man (fährt Göcking 2, 301 fort) zuweilen noch hie und da ander Papistisches Kinderspiel aufgefunden. Die Saltzburgischen Schulmeister brachten es insgemein herzu, weil die kleinen Kinder es zum Spielen gebraucht hatten: als die Länge des Herrn Christi[2]), den Ablaß-Pfennig, geweyhete Wachs-Lichter und dergleichen mehr. Einige Bauren selbst brachten die Papistischen Schrifften und Lieder, die sie noch unter ihren Sachen gefunden hatten . . . . Martin Hunsoldt überlieferte ein kleines Büchlein unter dem Titel: 'Ein schöner und wohl approbirter heiliger Seegen zu Wasser und Land', dessen Beschluß unser lieben Frauen Traum ist. Ein anderer brachte die geistliche Schild-Wacht, darinn einer alle Stunde einen besondern Patron erwehlen soll[3]). Der Anfang davon ist: 'Von 1 Uhr des Tages bis auf 2 soll für mich Schild-Wacht halten der Heilige Ertz-Engel Michael. Gebet: O Heiliger Ertz-Engel Michael, der du das Volck Gottes allezeit beschützt und den Lucifer samt seinem rebellischen Anhang von dem Himmel gestürzt hast, dir befehl ich mein letztes Sterb-Stündlein, sonderlich wenn es solte zwischen 1 und 2 Uhr des Tages geschehen, so bitte ich dich, du wollest in selbiger Stunde für mich wachen und beten, daß ich nicht in Versuchung falle, sondern wider alle Anfechtung des bösen Feinds ritterlich streite. Und das bitte ich dich durch Jesum Christum unsern Herrn, Amen.' Und so auf alle andere 23 Stunden, da in einer jeden Stunde ein frischer Heiliger ablösen und Schild-Wache stehen muß.

„Noch andere brachten andere dergleichen saubere Stück. Hans Merlecker aber, der im Dorfe Raugerdien wohnt, brachte eine gantze Menge Papistischer Lieder. Sie sind gutentheils recht lächerlich. Nur eines eintzigen zu gedencken, welches die Papisten Morgens und Abends bei ihrer Arbeit mit Jauchzen und Frolocken singen, so klinget dasselbe also: 'O Tannenbaum' . . . [Vgl. oben 5, 356. 21, 74.] Die guten Leute mußten recht darüber lachen, wenn sie es nur herlesen mußten. Sie machten gar keinen Aberglauben aus dergleichen Zeuge, weil es bey den meisten nur ohngefehr unter den Sachen geblieben war.

---

1) In dem Concilio Tridentino findet man von dieser Veronica folgende Nachricht: Ante Veronicam dicunt hanc orationem. Salve, sancta facies inpressa panniculo! Nos ab omni macula purga vitiorum atque nos consortio iunge beatorum, nos perduc ad patriam, o felix figura, ad videndum faciem, quae est Christi pura! Esto nobis, quaesumus, tutum adiuvamen, dulce refrigerium atque consolamen, ut nobis non noceat hostile gravamen, sed fruamur requie! Omnes dicant Amen! — (Vgl. Pearson, Die Fronica 1887.)

2) Diß ist eine ordentliche Schneider-Maasse, die drey Ellen und ein halb Viertel nach Berlinischer Maasse hat. Auf dieser Maasse stehet beschrieben, wovor es denn gut ist, wer dieselbe bey sich führet; und überdem findet man viele Nahmen der Heiligen und allerhand Figuren, Schwerdter, Säbel, Spiesse, Büchsen u. dgl. m. auf derselben. — (Über die Länge Christi und Mariä vgl. oben 2, 168. 13, 366. Zs. f. österr. Volksk. 1, 275. 380. 3, 366. 4, 152. 208. 13, 163. 14, 29. Andree-Eysn, Volkskundliches 1910 S. 122.)

3) Vgl. R. Köhler, Kl. Schriften 3, 562f. Zs. f. öst. Volksk. 3, 283. Ein Druck aus dem Anfange des 17. Jahrh. (Geistliche Schildtwacht. Augspurg, bey Marx Antoni Hannas o. J. — Berlin Er 4970, 1) ruft um 1 Uhr Nachmittag nicht Michael an, sondern den Ertzmartyrer Stephanus; dann folgen Anna, Catharina von Senis, Dominicus, Carolus Borromeus, Johannes d. T., Hieronymus, Ulrich, Sebastian, Martinus, Xaverius, Ignatius, Maria Magdalena, Petrus, Benedictus, Augustinus, Monica, Catharina, Joseph, Elisabeth, Ursula, Barbara, Teresia, Franciscus.

„Ihre Tisch-Gebete, die sie von den Pfaffen gelernt in ihrem Vaterlande, sind recht lächerlich. Ich muß doch hier ein Paar von denselben hersetzen, damit man den Unterschied zwischen solchen Papistischen und unsern Evangelischen Gebeten sehe. Das eine lautet also:

Herr Gott, wir haben gegessen,
Wir wollen unsers Herrn sein Leyden und Sterben nicht vergessen.
Dein heiliges Creutz ist unser Tisch,
Dein heilige Nägel sind unser Fisch,
Dein heiliges Blut ist unser Tranck,
O Herr, wir sagen dir Gott Lob und Danck
Für deine Angst und um deine Noth,
Um deinen heiligen bittern Tod,
Den du für uns gelitten hast am Stamm des Creutzes. Amen.

Das andere heißt:

Gott ist hie, Gott ist im Himmel.
Gott hat sich vermessen,
Hat mit seinen zwölf Jüngern das Abendmahl gegessen.
Sie assen und sassen,
Johannes sprach: Wie ist nicht der Wein so gut?
Jesus sprach: Es ist nicht der Wein, es ist mein rosinfarbes Blut.
Petrus sprach: Die Juden haben grosse Noth,
Ich gehe mit dir in den bittern Tod.
Jesus sprach zu Petro: Fürwahr, fürwahr das sag ich dir, ehe der Hahn zu Mitternacht kräht, wirst du mich dreymahl verläugnen.
Da sind die falsche Juden gegangen,
Haben Jesum Christum in Garten gefangen.
Sie schlugen ihn an ein hohes Creutz,
Durch ihn scharffe Nägel drey,
Die zwey durch seine heilige Händ,
Da ihm das Blut über das Creutz gerinnt,
Ein durch seine heilige Füsse,
Daß ihm das Blut über das Creutze fliesse.
Johannes thut ein Höllen-Geschrey,
Jesus blut sein Hertz entzwey.
Maria hebt an zu serben,
Am Creutz mußte Jesus sterben,
Ist alles entblichen Laub und Gras
Und alles, was auf Erden was. —
Wo diese Worte im Hause werden gesprochen,
Da wird kein Mann erschlagen noch erstochen,
Kein Haus abbrennt,
Keine Jungfrau in ihren Ehren nicht geschändt.
Wer diese Worte sprechen kan,
Es sey Frau oder Mann,
Den kommen die Zosen und Zeichen nicht an.
Das helff uns Gott und der heilige Mann,
Der da den Tod und die Marter für uns gelitten am Stamm des Creutzes. Amen.“

Berlin. Johannes Bolte.

Zur Rumpelmette.

Das Klopfen, Hämmern und Lärmen in der Kirche während der letzten Tage der Karwoche soll, wie oben 20, 259 von R. Andree ausgeführt wurde, die Entrüstung über die böse Tat des Judas ausdrücken. So schildert auch Thomas Naogeorgus (Regnum papisticum 1619 S. 148. Zuerst 1553, deutsch von Waldis 1555) die kirchlichen Zeremonien dieser Tage:

Campanis primum triduana silentia cunctis
Mandantur, tabulis pulsant de turribus altis.
Percurrunt etiam pueri plateasque forumque
Et crepitus edunt magnos, ad templa vocantes.
Noctibus inde tribus nocturna ad cantica surgunt
Malleolis sumptis saxisve aut fustibus omnes.
Omnia ubi paulatim exstinguit lumina custos
Sacrificique altum rauco de gutture clamant,
Tum vero exoritur saevus crudusque tumultus,
Pulpita contundunt et sedes, scamna, cathedras.
. . . His factae possunt servire tenebrae
Omnium et aequalis funesti insania ritus.
Impius hinc probris multis laceratur Iudas,
Et Maria e tenebris puerorum voce citatur,
Ut sit propitia et vitiis medeatur et omni
Noxae.

Aus seinem Bericht schöpft wohl der Leipziger Chronist David Peifer (Lipsia seu originum Lipsiensium libri IV. 1689 S. 296) seine Beschreibung der katholischen Bräuche, die Jeremias Weber (Evangelisches Leipzig 1698 S. 11. Vgl. Gräfe, Zs. f. d. histor. Theologie 9, 60) folgendermassen verdeutscht: „Des folgenden Tages, ehe der Himmel grauete, kamen die Jungen aus allen Häusern herfür, hatten Klappern und Schellen, durchstrichen alle Kirchen und Gassen und schrien mit vollen Hälsen einen dem Verräter Judä zum Spott gemachten Gesang her, biß es wieder begunte Nacht zu werden.“

Gleiches schreibt im 13. Jahrh. Durandus im Rationale divinorum officiorum lib. VI, de quinta feria vor: „Vociferatio ad ‘Benedictus’[1]) et tumultus popularis, qui tum fit, concrepatio est Jude proditoris et tumultus cohortis, quam . . . Judas contra Christum adduxit, vel ceci disciplui salutatio dicentis: Ave, rabi.“ Aber einige Zeilen weiter sagt er: „Postea fit cum manu vel alio quodam modo sonitus ante luminis revelationem, qui sonitus repraesentat terroris eorum incussionem vel ex tumultu cohortis vel ex terremotu.“ Schon damals also wurde der Brauch von manchen nicht auf die Gefangennahme Christi gedeutet, sondern als eine Symbolisierung der Verwirrung der Natur (Erdbeben usw.) aufgefasst, die beim Tode Christi eintrat. So sagt auch Ed. du Méril, Origines latines du théatre moderne 1849 S. 43: „Le bruit des marteaux et des crécelles figure celui qu'on dut entendre, quand la terre trembla et que le voile du temple se fendit en deux.“ Und diese Auffassung ist, wie mich Geistliche versichern, heut allgemein. Noch jetzt wird in den Klöstern bei der Tenebrae-Feier mit den Brevieren laut auf die

1) Die Antiphone zum Benedictus-Gesang (Canticum Zachariae) lautet: ‘Traditor autem dedit eis signum, dicens: Quem osculatus fuero, ipse est; tenete eum!’

Chorbänke geschlagen, wie das römische Brevier vorschreibt: 'Finita oratione fit fragor et strepitus aliquantulum'[1]).

Vereinzelt wird derselbe Lärm mit der Höllenfahrt Christi in Verbindung gesetzt. So lesen wir bei J. A. Wolff, Die St. Nicolai-Pfarrkirche zu Calcar 1880 S. 56[2]: „Zum Andenken an Christi Abfahrt zur Vorhölle wurde vormals am Karfreitage nachmittags um drei Uhr in denjenigen Kirchen, in welchen man die Tageszeiten rezitierte, 'die Hölle bestürmt', d. h. mit den Sitzbrettern der Chorstühle ein möglichst grosses Getöse gemacht. Vor 60 Jahren geschah dies noch in der Pfarrkirche zu Calcar, und zwar durch die dazu bestimmten Messdiener."

Über den Gebrauch der Ratschen am Karfreitag ausserhalb der Kirchen erzählt Walich Syvaertsz (Roomsche Mysterien ontdeckt, Amsterdam 1604, Vorrede): Am Karmittwoch 'schort men de klokken', weshalb dieser Tag Schortelwoensdag genannt wird. Der 'Hontslagher' (Hundefänger) geht mit einer Ratel (Ratsche) über die Strasse, um die Leute zur Kirche zu rufen. Dann kommen die Schüler mit Ratschen, der Hontslagher nimmt eine hölzerne Klapper, der Lärm beginnt, 'ende dit heet Dommeldemet speelen'. Vgl. Verwijs en Verdam, Middelnederlandsch Woordenboek 2, 277: 'Dommelmetten'.

Rotterdam. E. Haslinghuis.

Sizilianische Gebäcke.

Während meines Aufenthalts in Palermo im Mai 1910 hatte ich die Freude, von Herrn Prof. Dr. G. Pitrè nicht nur zu verschiedenen anderen Sehenswürdigkeiten, sondern auch zu seinem neugegründeten Museum für Volkskunde geführt zu werden. Schon jetzt sieht man den Sammlungen den regen Eifer an, alle erdenklichen Punkte zu berücksichtigen. Daher verwunderte es mich nicht, auch eine Abteilung für volkstümliches Gebäck anzutreffen; einiges davon sei hier beschrieben.

1. Zwei miteinander in Verbindung gebrachte Stücke bilden je eine Spirale, deren (innerer) Anfang einem Knöpfchen oder dergleichen ähnlich sieht. Die verbundenen Stücke sind nach aussen mit unregelmässigen Zacken oder ähnlichen Ausläufern versehen. Das Gebäck heisst 'occhi di S. Lucia' und wird für den 13. Dezember hergestellt, um zu Ehren der Heiligen verzehrt zu werden. (Prov. Trapani.)

2. Ein Gebäck, das an unsere einigemal gedrehten Weissbrote erinnert, trägt den Namen 'cannarozzo', was etwa mit 'grobes Rohr' zu übersetzen wäre, aber die gola (Kehle, Gurgel, Schlund, Rachen) des h. Brax vorstellt, d. h. am Fest des h. Biagio (Blasius), 3. Februar, diesem zu Ehren gebacken und verzehrt wird.

3. Ein grosser, tortenartiger Kuchen, namens 'guastedda', ist mit Blumen und Tauben, Feige und Birne, sowie mit einer Lyra und allerlei sonstigen Figuren reich geschmückt, was uns ganz berechtigt erscheinen muss, denn guastatore heisst der Verschwender. Der herumführende breite Rand gleicht einem Zopfe.

---

1) Aus der Hs. 'Cy nous dist' der Pariser Nationalbibliothek (Ms. fr. 425, Bl. 22a, 2) führt E. Roy, Mystère de la Passion en France du 14e au 16e siècle 1903 p. 62* folgende Stelle an: „La nuit des ténèbres, nostre mere Sainte Eglise a accoustumé par devocion, que on estaint toutes les lumières l'une après l'autre, excepté une que on muce en un amouere jusques a tant que on ait feru sur le livre."

Die bäuerliche Braut schenkt diese ansehnliche Leckerei zum Osterfeste ihrer zukünftigen Schwiegermutter (Partanna, Prov. Trapani.)[1]).

4. Ein grosser Fisch: die eingedrückten Verzierungen wechseln; hier waren es längliche Vertiefungen wie Weizenkörner oder Fussspuren eines Ochsen. (Prov. Trapani.)

5. Ein aus lauter Zacken bestehendes, ungefähr 20 *cm* im Durchmesser grosses Gebäck, 'barba di S. Giuseppe', wird am 19. März in grosser Menge verzehrt. (Prov. Trapani.)

6. Ein ähnliches, namens 'carciocciola' (carciofo, Artischocke), wird zum Weihnachtsfest hergestellt.

7. Das gewöhnliche Brot 'cucchia' (Cucchiajata, Löffelvoll) gleicht in seiner Form einem überbreiten Weizenkorn.

Berlin. Elisabeth Lemke.

Ein russischer Schutzbrief wider den Kometen Halley.

Der Zeitschrift 'Etnografičeskoje Obozrěnije' 1910, Heft 1 u. 2, S. 230, entnehme ich die folgende interessante Mitteilung, die zuerst von der Zeitung 'Golos Samary' gebracht worden ist.

Das Blatt schreibt, dass in den Tagen vor dem Erscheinen des Halleyschen Kometen auf einem der städtischen Plätze in Samara die Volksmenge ein Subjekt in Mönchskleidung umringte, das handschriftliche Blätter gegen das Erscheinen des Kometen und seiner 'Fäulnis verbreitenden Wirkungen' verkaufte. Leider wird nicht gesagt, welche Hilfe im einzelnen man sich von dem Schutzbriefe versprach und in welcher Weise man ihn verwenden musste, um sich vor dem nahenden Unheil zu schützen. Als selbstverständlich darf vorausgesetzt werden, dass man das Blatt an den kritischen Tagen bei sich zu tragen hatte, ob es nicht aber auch noch andere Schutzmöglichkeiten gab, bleibt leider ungewiss.

Die Zeitschrift bringt sodann den Abdruck des Textes mit Beibehaltung der äusserst mangelhaften Orthographie und Interpunktion, die das Verständnis an einigen Stellen erschweren. In der Übertragung ist der Versuch gemacht, die richtige Satzgliederung zum Teil wenigstens wieder herzustellen, wobei statt der gewöhnlichen Interpunktionszeichen senkrechte Striche gesetzt worden sind.

Der im allgemeinen grossrussische Wortschatz ist mit Ausdrücken der liturgischen Sprache (Kirchenslavisch) stark untermischt, wie das in ähnlichen Schutzbriefen stets der Fall zu sein pflegt. Die innere Gliederung — man kann sechs Abschnitte unterscheiden — lässt einen gesetzmässigen Aufbau vermissen, denn wahllos lösen sich Bedrohung, Bannung, Anrufung Gottes, Verfluchung usw. miteinander ab.

---

1) Der 'verschwenderisch' ausgestattete Kuchen der bäuerlichen Braut in Sizilien erinnert an die verschiedenen Hochzeitskuchen, die bei den Wielonischen Litauern (Mitt. der Litauischen lit. Ges. 16. Heft. 1891) beliebt sind. Da gibt es u. a. das grosse, runde Weissbrot, das mit Flechtwerk aus demselben Teig geschmückt ist und dazwischen eine Menge Vögel, Kaninchen und Hasen, auch eine (auf einen Vogel oder ein Reh gerichtete) Flinte aufweist, wozu noch Flitterwerk u. a. m. kommen. — Nach anderen Nachrichten gehören Blüten und Beeren oder Kirschen dazu.

Der Inhalt des Schutzbriefes bedarf kaum einer besonderen Erklärung. An formelhaften Elementen enthält er zwei Anreden[1]), die Bannungen in die Hölle[2]), in den Ofen der Gehenna[3]) und in einen Fluss[4]) und endlich die für russische Zauberformeln besonders charakteristischen bekräftigenden Schlussworte[5]), die den Zweck haben, die Beschwörung durch Schloss und Schlüssel 'festzumachen'.

Die hier folgende Übersetzung schliesst sich dem Text mit möglichster Treue an und lässt daher auch die Wortfolge des Originals bestehen, obwohl sie dadurch im Deutschen unbeholfener wirkt, als sie es der russischen Satzlehre nach ist.

„Du teufel satanas Beelzebub höllischer verstelle dich nicht als Stern. Himmlischer | nicht wird es dir gelingen zu betrügen die rechtgläubigen | nicht zu verstecken den riesenschwanz[6]) Gott-gräulichen[7]) | dieweil kein Schwanz ist an den Sternen des Herrn. Versinke du in den tartaros[8]) | in den ofen der gehenna lege dich[9]) [in den] verderblichen. Aber du Lucifer | allen teufeln teufel | allen unholden unhold | nicht fürchten wir christen rechtgläubige dein Kind leibliches [das] gräulich[e] des bauches[10]) | Halley [die] übel riechende | nicht wird sie uns umbringen durch dampf gestank gas fäulnis verursachendes, möge versiegeln Herr Gott Car Himmlischer lippen unsere und nasenlöcher mit weihrauch Wohlduftendem | Halley grimmige riesenschlange[11]) | grausamste | Riesenschwanz heidnischer | tauche ein deinen schwanz in den fluss feurigen | möge er schwarz werden und verbrennen und ausbraten | aber gerate zum frühstück deinem erzeuger Lucifer. Nicht Halley [bist] du, sondern [die] Verfluchte [der] Verfluchten[12]) Verfluchten Verfluchten Hundert mal Zweihundert, Dreihundert Vierhundert Fünfhundert sechshundert sechs und sechzig. Wie in der Apokalypse geschrieben ist | Sei du verflucht für immer versiegelt für die Ewigkeit | Schlüssel Schloss Ein zehn mal."

Berlin. August v. Löwis of Menar.

Eine Warnung vor den Künsten der Hexen auf einem Flugblatte vom Jahre 1627.

Speidels Speculum jurid.-polit.-hist. observ. et notab. von 1659 enthält auf S. 599f. den folgenden Abschnitt: Ac quam variis modis et mediis Sagae et Veneficae hominibus et animalibus nocere soleant, constat ex earum confessionibus, inter quas etiam sequentes (uti ex Schedula vel designatione quadam Schmalkaldiae Anno 1627. impressa, videre est) reperiuntur: cuius verba prout sonant, subjungere placuit: ut eo magis huius Diabolicae gentis astutias et

---

1) Vgl. Mansikka, Über russ. Zauberformeln (Helsingfors 1909) S. 75.

2) Mansikka S. 80. Brummer, Über die Bannungsorte der finnischen Zauberlieder (Helsingfors 1908) S. 10 (westfinn.), 49 (ostfinn.).

3) Vgl. Brummer S. 108 nr. 23 (russ.).

4) Mansikka S. 75. Brummer S. 15ff. (westfinn.), 60ff. (ostfinn.). — Feurige Stromschnellen s. Brummer S. 62 (ostfinn.), ein feuriger See ebd. S. 108 nr. 24 (russ.).

5) Vgl. Mansikka S. 14. 286f.

6) Im Text chvostišča.

7) Bogo-merzkago.

8) So verstehe ich ftar tarary des Textes.

9) Vklad'az' wohl für vkladis' analog provalis' versinke.

10) Čada utrobnago merzko črěvnago.

11) Zmeiša.

12) Anafema Anafem.

insidias evitare, signumque Crucis omnibus rebus adhibere discamus et soleamus.

„Sie haben bekent / wann man das Haus oder Stuben auskehret / und das Bötzig hinder der Thür liegen läst / sie wollen denselbigen Menschen damit verkrummen und verlehmen / es kan auch der Teuffel sich leibhafftig darhinder verbergen / auch können sie wissen / was im gantzen Haus geschicht.

Item / wann ein Mensch Saltz auf den Deller nimbt / und diss / was überbleibt / darvon wider ins Saltzfass thut / so viel Leuth vom selbigen Saltz essen / wollen sie verderben / auch wer das Saltz auff dem Deller liegen lässt / denselben Menschen können sie damit verkrummen und verlahmen / auch wenn sie es in ein Holderstaud werffen / und ein Mensch drüber kombt / und ansihet / so wird er von stund an blind.

Item / wann sie Menschenkot nehmen / und in eines Todten Rörenbein thun / darnach in Brunnen werffen / so dorren die Personen aller aus / welche von dem Wasser trincken.

Auch wann ein Mensch Eyer isst / und wirfft die Schalen in das Gefäss oder Schüssel / und zertruckt sie nicht / so können sie einen Menschen damit verderben.

Sie haben auch bekent / wann ein Mensch frü aufstehet / und wäscht die Händ nicht / was derselbige Mensch angreifft mit ungewaschenen Händen / denselbigen gantzen Tag können sie darvon bekommen / und haben Macht über alle Sach: Wer auch mit Vieh umbgehet / es sey Pferd / Küh / Ochsen / Schwein oder Schaf / so kan das Vieh nicht gedeyen und zunehmen / und sie es auch dardurch umbs Leben können bringen / auch können sie die Milch / Butter / Käss und Schmaltz bekommen / können auch die Küh selber melcken / derentwegen sie in dem Franckenland Milchdiebin genent werden.

Item / wann man die Füss wäscht / und das Wasser über Nacht stehen läst / so können sie ihren Bulen den Teuffel darinnen baden / sonderlich die Sambstag Nacht.

Auch wenn man die Asche auf dem Herd zusammen kehret / und spricht nicht / das walt Gott / oder speyt dreymal drein / im Namen Gott dess Vatters / Sohns und heiligen Geistes / so können sie Feuer vom selbigen Aschen holen wann sie wollen / oder dasselbige Haus gar brennend machen.

Dieses nehmen fromme Christen zur Warnung und Exempel / von diesem Unziefer."

Wenn Max Roediger einmal sagt: „Die Befolgung ästhetischer, ethischer, praktischer Vorschriften soll dadurch gesichert werden, dass man ihren Verächtern üble Folgen in Aussicht stellt"[1]), so macht unser Blatt sehr stark den Eindruck, in dieser Weise den Aberglauben in den Dienst der Erziehung zu stellen. Es handelt sich, wie die unten folgenden weiteren Belege, die mir zur Hand sind, erweisen sollen, nicht um ein Produkt der Ironie auf den Hexenglauben, sondern um die ernsthafte Benutzung allgemein gültiger Glaubenssätze zur Befestigung praktischer Bräuche des Lebens. In dieser Hinsicht ist das Dokument offenbar interessant und gehört in einen grösseren, wichtigen Zusammenhang der Betrachtung von Volksbrauch und Sitte.

In einem Zauber- und Hexenprozess aus dem Hennebergischen anno 1662 heisst es in dem Bekenntnis der Hexe[2]): „Nach dem Feindlichen Einfall (nämlich der

1) Oben 14, 249.
2) Journal von und für Deutschland 1786, 6. St., 526.

Kroaten 1634, die damals den Ort Suhl, wo der Prozess stattfand, einäscherten) were einsmahls vormittags ein Mann in schwarzen Kleidern zu ihr in die Stube kommen, und hette ihr zugemuthet, die Hexerei zu lernen, und sie geheissen, Sie sollte auf das Kehrig treten, welches Sie in der Stuben zusammen kehren müssen, und den Herrn Christum verschweren: Welches Sie mit diesen Worten gethan:

Ich tret auf dieses Genist, | und verschwere meinen Herrn Jesum Christ,

hierauf hette er ihr einen Thaler gegeben, Sie mit Wasser aus der Blasen getaufft u. s. w."

Das Stubenkehricht ist Symbol des Hausfriedens und Besitzes. In Mittelschlesien wickelt man, wenn ein Kind unruhig ist, aus allen vier Ecken der Stube zusammengekehrten Staub ein und steckt das Päckchen täglich an einer anderen Stelle unter das Bettchen[1]). Dazu bemerkt E. H. Meyer weiter[2]): „Hohem deutschem Altertum gehört jener beruhigende schlesische Vierwinkelstaub an. Die Chrenecruda d. i. der Hausstaub, den nach salischem Gesetz[3]) der Landflüchtige aus den vier Ecken seiner Hütte zusammenraffte und auf seine Verwandten wirft, um sie zu Hausbesitzern zu machen, sichert heute noch in Schlesien dem neuen Hausgenossen den Hausfrieden, die Seelenruhe. Zieht er aufgewachsen in die weite Welt, so thut man ihm im badischen Mittellande etwas Stubenkehricht in die letzte Suppe oder näht es ihm ins Kleid. So führt er den Hausfrieden bei sich und bekommt kein Heimweh."

Es scheint demnach die Vorstellung zu sein: wo die Hexe das Kehricht in die Hand bekommt, gewinnt sie Macht über den Menschen, der nicht vorsichtig diese Möglichkeit durch Wegschaffen des Kehrichts vereitelt.

Zu dem Aberglauben betreffs des Salzes weiss ich keine weitern Belege anzugeben. Hehn[4]) und Schleiden[5]) lassen in ihren Monographien über das Salz in der Frage des Aberglaubens im Stich. [Oben 15, 147]. Ebenso kann ich nichts zu dem Zauber mit dem Totenknochen anführen.

Verbreitet ist aber der Brauch, Eierschalen zu zerdrücken. Aus dem Ende des 18. Jahrhunderts berichtet davon das 'Journal von und für Deutschland' aus dem Anspachischen[6]): „Die Schale eines weichgesottenen Eyes muss sorgfältig zerknickt werden, weil eine Hexe, wenn sie eine ganze Eyerschale in die Hände erhielte, damit Menschen und Henne verhexen könnte"; ähnlich glaubte man um Worms[7]). Aus dem 'Wunderbüchlein oder Nachrichten von blauern Feuern, Irrwischen etc.' Kempten 1806 S. 27 hat Panzer die andere Wendung[8]): „Lässt man die Schalen ganz und trinkt jemand, der Fieber hat, aus der Schale, so bekommt der, welcher die Eier genossen hat, sein Fieber." Das gleiche hat A. Kuhn aus der Mark[9]). Aus Bayern erwähnt den Aberglauben in allgemeinerer Form Panzer[10])

1) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 105.
2) Ebenda S. 106.
3) L. S. LVIII.
4) V. Hehn, Das Salz. Eine kulturhistorische Studie 1873.
5) M. J. Schleiden, Das Salz. Seine Geschichte usw. 1875.
6) Journal von und für Deutschland 1786, I, 181.
7) Ebenda 1790, II, 144 Nr. 32.
8) Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche 2, 294.
9) A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 444 Nr. 346.
10) Bayerische Sagen und Bräuche 1, 263 Nr. 113.

noch einmal, ferner für Deutschland Wuttke[1]) mit der Deutung, wenn man die Schalen nicht zerdrücke, legten die Hühner nicht mehr oder die Hexen kommen über sie. Anders ist die Deutung bei Mannhardt[2]): „Häufig sieht man auf dem Wasser schwimmende Eierschalen; darin fahren die Elben herum“ und „Wer ein Ei isst, soll die Schalen zerknicken, die Hexen (Elbe) nisten darin“. Die gleiche Vorschrift gilt für Holland[3]) und England[4]), auch für Portugal[5]). Dazu kommt endlich auch der Nachweis von Krauss für Chrowotien. Die Schalen bilden die Töpfe der Hexen bei ihren Festen und Tänzen; damit die Hexen aus den Eierschalen nun keine Töpfe machen können, zerbröckelt sie das Volk[6]). Unsere Stelle von 1627 dürfte wohl eines der ältesten Zeugnisse für den Brauch sein, der sich bis in die Gegenwart hinein gehalten hat und auch dort, wo sein Ursprung vergessen war, noch als Anstandsregel bei Tische galt.

Das nächste ist gleichfalls weitverbreitet: „Wer nie, ohne sich gewaschen, gekämmt und 'besägnet' zu haben, ausgeht, dem kann kein böser Zauber etwas anhaben“[7]). „Wer Freytags ungewaschen ausgeht, an dem haben die Hexen Theil“[8]). Aus dem Ende des 18. Jahrhunderts: „Wer ungewaschen aus dem Hause geht, steht in Gefahr behext zu werden“ (um Worms)[9]). Ähnlich: „Wenn die, welche ein Kind über die Taufe heben, sich vor derselben nicht waschen, so wird das Kind aussätzig“[10]). Mit Beziehung auf das Vieh: „Wenn das Mädchen ungewaschen das Vieh milkt, so kommt kein Rahm auf die Milch“ (Osterode am Harz 1788)[11]). „Wenn man morgens ungewaschen in den Stall geht, bekommt das Vieh Läuse“[12]). Das Volkslied vom 'faulen Gretchen' aus dem Elsässer Hanauerland singt (handschriftlich. Erk-Böhme, Liederhort nr. 1556):

Das Gretchen aus dem Bette sprang,
Den Rock in ihrer Hand,
Sie wollt das Kühlein melken, melken
Mit der ungewaschnen Hand —
War das nicht für sie eine Schand?

Für das gefährliche Fussbad sei auf die Schrift 'Meussthurn' verwiesen[13]): man soll . . . „das Fusswasser nit vber Nacht stehen lassen, oder dreymahl darein speyen, dass ja nit die Hexen Wetter darauss kochen.“ Hier begegnet uns also

---

1) Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart[3] S. 432.
2) Germanische Mythen S. 375.
3) Ebenda S. 418.
4) Wolf, Wodana 1, 112. 26.
5) Liebrecht, Zur Volkskunde S. 375.
6) Krauss, Slavische Volksforschungen S. 50.
7) H. Zahler, Die Krankheit im Volksglauben des Simmenthals 1898 = Abhandlungen aus dem geographischen Institut der Universität Bern 4, 42. Dort auch noch andere Literatur. [Oben 1, 219. 9, 257f.]
8) A. Kuhn u. W. Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 377 Nr. 42.
9) Journal von und für Deutschland 1790, 2, 143 Nr. 9.
10) Ebenda 1788, 2, 431 Nr. 1 (Osterode a. Harz).
11) Ebenda 1788, 2, 426 Nr. 1.
12) Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche 1, 260 Nr. 54.
13) Meussthurn, Von wunderbarlicher Natur, Art vnd Eygenschafft . . . dess schädlichen Landverderblichen Meussvngeziffers. Verlag Christoff Vetters Buchhendlers zu Frankfurt am Mayn 1618 S. 66 (Ex. auf der Königl. Bibl. Berlin).

als Schutzmittel wie in der Vorschrift über das Verhalten der Asche gegenüber das dreimalige Hineinspeien, das aus dem Altertum stammt. Ähnliche Sätze sind: „Wie das Kind aus dem Bade gehoben wird (nach der Geburt), muss in dasselbe dreymahl hinein gespuckt werden, dann können böse Menschen dem Kind unmöglich schaden“[1]). „Wer das Wasser lässt, ohne dreymahl darauf zu speyen, dem können böse Leute zu; wird im Württembergischen fast allgemein beobachtet“[2]). Das letzte hat bereits Plinius h. nat. 28 c. 7: inter amuleta est, editae quemque urinae inspuere[3]) und nach der Tradition Pythagoras: missam e vesica aquam iussit despuere[4]).

Es sind gewiss diesen paar mir zugänglichen Belegen weitere hinzuzufügen; wer über reicheres Material verfügt, mag es tun. Das Dargebotene wird zur Not genügen, um die Verbreitung der Sätze des Flugblatts zu zeigen.

Weitersweiler i. E. Adolf Jacoby.

Henning Frederik Feilberg,

dem Nestor der dänischen Volkskunde, bringen wir zur Vollendung des 80. Lebensjahres unsere herzlichen Grüsse und Wünsche dar. Der Jubilar ward am 6. August 1831 zu Hilleröd auf Seeland geboren, hielt sich aber seit seinem vierten Jahre, wo sein Vater in eine Pfarrstelle bei Varde in Westjütland berufen wurde, mit wenigen durch seine Universitätsstudien und durch den Krieg von 1864 veranlassten Unterbrechungen in Jütland und Nordschleswig auf. Als Sohn eines Landgeistlichen in engem Zusammenhange mit der Bauernbevölkerung aufgewachsen und später als Kaplan und Pfarrer lernte er deren Sprache, Lebensweise und Sinnesart genau kennen. Schon 1863 veröffentlichte er eine Schilderung des Bauernlebens in der sog. Heide, die durch ihre Reichhaltigkeit und die darin aufgenommenen Liedertexte bemerkenswert ist; umfangreicher und durch die Vielseitigkeit und Genauigkeit der Beobachtung geradezu vorbildlich ist sein 1910 in 3. Auflage herausgekommenes ‘Dänisches Bauernleben’; philologische und sachliche Belehrung vereinigt in höchstem Masse sein seit 1886 erscheinendes ‘Jütisches Wörterbuch’, das bei allen Kundigen die verdiente Anerkennung gefunden hat. Nachdem Feilberg sein Pfarramt niedergelegt hatte, zog er nach Askov bei Vejen, um hier an der auf Grundtvigs Anregung aus privaten Mitteln begründeten, für das dänische Kulturleben so charakteristischen Volkshochschule durch Vorträge zu wirken und seine volkskundlichen Arbeiten in grösserem Umfange fortzusetzen. Trotz häufiger Kränklichkeit unermüdlich tätig, hat er noch 1904 ein treffliches zweibändiges Werk über das Weihnachtsfest und viele Aufsätze in dänischen und auswärtigen Zeitschriften geschrieben, die sämtlich von seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seinem tief eindringenden Forschereifer zeugen. Auch unsre Zeitschrift verdankt ihm wertvolle Beiträge, z. B. über die Zahlen (4, 243), die Zwieselbäume (7, 42), den Kobold (8, 1) und den bösen Blick (11, 304). Mild

---

1) Journal von und für Deutschland 1788, 1, 471 Nr. 32 (Land ob der Ens).
2) Ebenda 2, 183 Nr. 6.
3) Ed. Detlefsen S. 175 (1871).
4) J. H. Ursinus, Analecta sacra, Ratisbona 1659 2, 166.

und neidlos spendete er allen Ratfragenden aus seinem Wissen, und viele Besucher rühmen seine herzgewinnende Gastfreundlichkeit. Längst hat ihm die Kopenhagener Universität die Würde eines Ehrendoktors verliehen. Möge der Lebensabend des hochverdienten Forschers von heiterem Glanze erhellt sein!

Berlin. Johannes Bolte.

Eine Gesellschaft für Volkskunde in Kanada.

Die 1908 gegründete kanadische Gesellschaft für Volkskunde versendet jetzt ihren ersten Jahresbericht (Canadian Folk-Lore Society. First annual report. Toronto 1911. 14 S.). Ihr Arbeitsgebiet ist ein fünffaches, entsprechend den fünf Arten von Bewohnern, die man in Kanada unterscheiden kann. Sie sammelt und veröffentlicht Volkskundliches im weitesten Sinne über die verschiedenen Indianerstämme, die Eskimos, die eingeborenen Kanadier europäischer Abkunft, die jährlich neu einströmenden Fremden und schliesslich die Abkömmlinge der früher aus den Vereinigten Staaten entflohenen Neger. Sobald die Mittel es gestatten, soll ein Jahrbuch oder eine Zeitschrift herausgegeben werden. Vorläufig beschränkt sich der wissenschaftliche Austausch auf die monatlichen Sitzungen, die mit Vorträgen, Diskussionen, Vorlagen, dem Gesange von Volksliedern und der Rezitation volkstümlicher Gedichte ausgefüllt werden.

Leider hat die junge Vereinigung schon den Tod ihres Protektors, David Boyle, zu beklagen. Boyle, der Begründer und Leiter des Prähistorischen Museums in Toronto, hat eine echt amerikanische Laufbahn durchmessen. Aus dem armen schottischen Schmiedelehrling wurde zunächst ein Volksschullehrer, der sich eifrig mit Theologie, Altertumskunde und Ethnologie beschäftigte und eigene Sammlungen anlegen konnte, als er es dann zum Schulrektor gebracht hatte. Diese Sammlungen schenkte er zur Errichtung eines prähistorischen Museums der kanadischen Hauptstadt, und dank seinen Bemühungen gehört dies Museum heute zu den besten seiner Art in ganz Amerika. Boyles wissenschaftliche Arbeiten trugen seinen Namen bis nach Europa.

Wir hoffen, dass es der jugendfrischen Canadian Folklorist Society gelingen wird, in Kanada das Interesse weiterer Kreise für die Volkskunde zu erwecken und zahlreiche Mitarbeiter zu gewinnen.

Berlin. Hermann Michel.

Zum 'Letzten geben'.

Zu dem Kinderspiele oder der Kindersitte des 'Letzten gebens' möchte ich folgendes mitteilen.

Ein in Ratzeburg aufgewachsenes Kind streckte jemandem, der ihm den 'Letzten' geben wollte, die eine Hand mit über den Zeigefinger gelegtem Mittelfinger wie zur Abwehr entgegen.

Das 'Letzten geben' besteht (vgl. Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel S. 589, Nr. 431) darin, dass die Kinder vor dem Auseinandergehen sich scherzweise mit einem Schlage verabschieden und dabei sprechen: 'Hast den

Letzten!' In meiner Heimat Saarbrücken sucht dabei das anfangende Kind gleich zu entfliehen, so dass es nicht mehr getroffen wird. Das andere sucht dann in derselben Weise zu schlagen und zu entfliehen. Es kommt nun darauf an, wer den Sieg behält.

Die Sitte scheint zunächst nur eine Neckerei. Die Abwehrbewegung im Ratzeburger Falle, die eine Parallele in ähnlichen Abwehrbewegungen, z. B. der der Italiener gegenüber dem 'bösen Blick' (ausgestreckter Zeigefinger und kleiner Finger) hat, weist aber vielleicht auch darauf hin, dass ursprünglich mit dem 'Letzten geben' eine Art Zauber verbunden war. Allerdings ist dies nur mit äusserster Vorsicht zu sagen. Welcher Art dieser Zauber gewesen ist, ist ohne weiteres kaum zu ergründen. Der Sieger glaubte vielleicht durch seinen Sieg eine dauernde Überlegenheit im Spiele über den Gegner zu erlangen, wogegen natürlich der andere sich zu feien trachtete.

Wetzlar. Friedrich Schön.

Der Peterstag im Volksbrauch.

(Vgl. oben 3, 354. 5, 177. 7, 2. 15, 312.)

Der Peterstag (Petri Stuhlfeier, 22. Februar) gilt in der Anschauung des Thüringer Landvolkes vielfach als der erste Frühlingstag: 'St. Peter hebt den Frühling an'. In dem nordthüringischen Dorfe Immenrode traf ich am Peterstage das 'Nisteln' an. Dieser Brauch besteht im Necken und Hänseln der Hausfrauen untereinander; namentlich hat man es um die Mittagszeit auf die Kochtöpfe abgesehen. Eine Hausfrau schleicht bei der andern in das Haus, stellt sich unbemerkt hinter die Küchentür und hebt, sobald sich die Besitzerin einmal entfernt hat, dieser den Kochtopf vom Feuer und trägt ihn davon. Unter allerlei Gespött muss der Raub wieder eingelöst werden. In meinem Wohnorte Rotta wird am Peterstage 'gepetert'. Von diesem Brauche wird jegliches Schnurren und Betteln schlechthin 'petern' genannt. Von einem, der an den Bettelstab gekommen ist, sagt man: 'Er geht petern'. Das 'Petern' besorgen am 22. Februar hier die Kinder. Kaum graut der Morgen, so begeben sich ganze Trupps meist der gleichaltrigen Kinder in die Häuser, klopfen an und rufen im Chor: 'Morgen, Morgen, ist der Peter noch nicht dagewest'? Die Kleinen erhalten Brezeln, welche sie auf eine Schnur aufreihen. Diese wird dann um den Hals gehängt.

Rotta bei Kemberg. Rudolf Reichhardt.

Bücheranzeigen.

O. Schrader, Die Indogermanen (= Wissenschaft und Bildung, hrsg. v. P. Herre, Bd. 77). Leipzig, Quelle & Meyer, 1911. 165 S. Mit 6 Tafeln. 8°. 1,25 Mk.

Schrader will mit dieser jüngsten Arbeit nicht so sehr Neues bieten, als die Ergebnisse seiner und anderer Forschungen zusammenfassen und sie einem weiteren Kreise von Gebildeten zugänglich machen. Von diesem Gesichtspunkt aus muss sein Buch beurteilt werden; es kann natürlich nicht das ganze umfangreiche Material erschöpfen und die zahlreichen Probleme, die noch vorliegen, auch nur annähernd behandeln. Es ist ein angenehm lesbares, klares Buch, das gut disponiert ist und das Wichtigste geschickt hervorhebt. Vorzüglich zur ersten Orientierung geeignet, ist es auf der Höhe der Forschung und bemüht sich um ein besonnenes Urteil. Zweckmässig ist es, wenn Schrader vor allem die Fragen in den Vordergrund stellt, die das Gesellschaftsleben, das Recht, die Sitte und die Religion des Urvolkes betreffen, und sich in der Darstellung der materiellen Kultur knapper fasst.

Nachdem er im ersten Kapitel vom indogermanischen Urvolk gehandelt hat, erörtert er im zweiten die Erschliessung der indogermanischen Urzustände mit Hilfe der vergleichenden Sprachwissenschaft, der prähistorischen Archäologie, der geschichtlichen Überlieferung und der Volkskunde. Mit Recht betont Schrader, dass diese so mächtig emporgeblühte Wissenschaft eine wertvolle Hilfe bei der Erforschung der idg. Urzeit bilden muss. Namentlich die Zustände bei den Slaven und den baltischen Stämmen erweisen sich von grosser Bedeutung. Schrader hat bereits in Jena russische Zustände in den Umkreis seiner Forschungen gezogen und diese Studien in Breslau weiter verfolgt. Die Früchte verwertet er nun in dem vorliegenden Bändchen und er gibt ihm dadurch einen besonderen Wert. Im dritten Kapitel verbreitet sich Sch. über die Wirtschaftsformen der Indogermanen, um im weitern die Siedlung zu behandeln, die noch wenig gefestigt war, wie übereinstimmend von allen Völkern berichtet wird. 'Die Russen haben den Nomadentrieb bis an die Schwelle der Gegenwart bewahrt.' Das fünfte Kapitel befasst sich mit dem 'Rauschtrank', dem uralten Erbstück der idg. Stämme, das noch heute eine Rolle spielt, vor allem auch wieder bei den Slaven, die schon in historischer Zeit darin berüchtigt waren. Im folgenden Kapitel bespricht er ausführlich Handel und Gewerbe, wobei er die Institution der Gastfreundschaft berührt. Dem siebenten Kapitel, das von der Zeiteinteilung handelt, folgt das umfangreiche und interessante Kapitel über die Familie. In einem ersten Teil werden die Formen der Eheschliessung und der Hochzeit erörtert und festgestellt, dass in uralter Zeit die beiden Formen der Raub- und Kaufehe nebeneinander bestanden haben. Namentlich der slavische Osten zeigt es klar, so die bekannte Stelle in der sog. Chronik Nestors. Und noch heute gibt es in Russland die 'richtige Ehe' und die 'Diebesehe', diese allerdings fast nur noch im Waldgebiet

jenseits der Wolga. Die Hochzeitszeremonien sind bei allen idg. Völkern von einer Fülle übereinstimmender Bräuche umgeben, so dass es möglich erscheint, ein idg. Hochzeitsrituell zu rekonstruieren. Sch. benutzt dazu vor allem die russische Hochzeit unter Heranziehung der Nachrichten über die anderen Völker. Die Materialien hierzu sind sehr reich, vielfach aber den westeuropäischen Gelehrten unzugänglich. Es ist darum dankbar zu begrüssen, dass die Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft als Preisaufgabe eine 'vergleichende Darstellung der Hochzeitsbräuche der slavischen und baltischen Stämme' gestellt hat. Die Volkskunde und gleichzeitig die idg. Altertumskunde würde viel Gewinn aus einer brauchbaren Lösung ziehen. Im zweiten Teil dieses Kapitels wird das Verhältnis von Mann und Frau behandelt und gezeigt, dass der Mann der Herr des Hauses und aller seiner Bewohner, die Frau sein Eigentum und ihm nicht gleichberechtigt war. Der Ehebruch der Frau wird daher hart bestraft, während der Mann ungebunden ist, wie denn auch vielfach Vielweiberei herrschte. Als Paraphrase uralter Bräuche bringt Sch. einen Bericht Maxim Gorjkijs. Die Berechtigung, eine solche Quelle zu benutzen, braucht kaum bewiesen zu werden. Der Kenner der slavischen Literaturen weiss, dass die Werke der russischen und südslavischen Dichter reiche Materialien zur Volkskunde enthalten. Weiter bespricht Sch. die Sitte der 'gastlichen Prostitution' und des russischen 'snocháčestvo', der Buhlerei des Schwiegervaters mit der Schwiegertochter, in der er einen Zug der Urzeit sieht. Die Frau ist allen Launen und Misshandlungen von seiten des Mannes ausgesetzt: 'die seidene Peitsche ist ein stehendes Requisit in den russischen Volksliedern'. Will sie sich von dem Peiniger befreien, so bleibt ihr nur der Mord, ein häufiges Motiv in diesen Volksdichtungen. Und doch finden sich Zeugnisse, die das Gegenteil besagen, wie die bekannte Stelle bei Tacitus, und auch auf slavischem Boden wird das Weib geschätzt; es sei etwa an das Lied vom Mädchen vom Amselfeld erinnert (Vuk St. Karadžić 2, 50. 1895). Im dritten Teil geht Sch. dazu über, die Herd- oder Hausgemeinschaft zu beschreiben, und auch hier kann er auf die verschiedenen Formen dieses sozialen Verbandes hinweisen, wie sie sich bei manchen Slaven fast bis in die Neuzeit hinein erhalten haben. Die Hausgemeinschaft ist wie bei den Slaven, so bei allen Indogermanen, d i e Familienform, die vor der Sonderfamilie steht. Weiterhin geht er auf das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, das Aussetzungsrecht, die Bewertung der männlichen und weiblichen Nachkommenschaft, die Beseitigung der Alten ein, wobei sich wiederum mancherlei Belege bei den Russen und den baltischen Stämmen finden. Sodann erörtert er das Verhältnis von Bruder und Schwester, das jenen als Schützer und Vormund zeigt, der bei den Weissrussen z. B. für die Keuschheit der Schwester verantwortlich ist. Daran schliessen sich weitere Abschnitte über 'Oheim und Neffe', 'Schwiegermutter und Schnur', und den 'Unverheirateten' sowie über die Geschlechtssitten im allgemeinen. Das neunte Kapitel hat 'Stamm und Volk' zum Gegenstand. Die sozialen und staatsrechtlichen Formen, die auf der Fiktion einer leiblichen Verwandtschaft der Individuen eines Volkes beruhen, haben sich zum Teil bis heute bei den Südslaven erhalten, bei denen die fragliche Fiktion wenigstens einigermassen der Wirklichkeit nahe kommt. Das zehnte Kapitel befasst sich mit der Blutrache, dieser markantesten öffentlich-rechtlichen Institution der Urzeit, die bei den Südslaven vor nicht allzulanger Zeit noch in Geltung war und es in den Bergen Albaniens noch ist Eines der wichtigsten Gebiete, die Religion, behandelt das elfte Kapitel. Totendienst und Ahnenkultus bilden die eine Grundlage der Religion der Indogermanen. Das Verhältnis der Lebenden zu den Toten beleuchtet Sch. an den Totenfeiern der Weissrussen, die er aus-

führlich beschreibt. Neben den göttlichen Wesen dieser Sphäre kannten die Indogermanen aber auch lichtere Götter, vor allem Naturgottheiten. Sch. teilt hier ein Erlebnis mit, das er in Russland hatte, ein Zeugnis für das zähe Weiterleben uralter Bräuche und Gedanken. Dem Propheten Elias, dem Nachfolger des altrussischen Perun, wird ein Hammelopfer, in anderen Orten sogar ein Stieropfer dargebracht. An diese Mitteilungen schliessen sich Erörterungen über die 'Himmlischen', über Opfer und Priester sowie über die Idee des Schicksals, der Moira, deren Wesen durch slavische Volksvorstellungen, durch die russischen čast' und dólja verständlich wird. Dazu gehört dann noch der Ideenkreis der 'Mütter', der 'Gebärerinnen', der slavischen 'Rožanice', 'Rodjenice'. Das letzte Kapitel ist der crux der idg. Altertumskunde, der Frage nach der Urheimat gewidmet. Sch. hat, wie er im Vorwort bemerkt, hier eine mehr kritische und abwartende Stellung einnehmen zu müssen geglaubt.

Am Schluss gibt er dankenswerte Literaturnachweise, die vielleicht etwas ausführlicher hätten sein können. Da er z. B. auf die idg. Sprachwissenschaft nicht näher eingeht, so wäre es zweckmässig gewesen, etwa das Büchlein von Meringer oder das ausgezeichnete grössere Werk von Porzeziński zu nennen. Ein Verzeichnis neuhochdeutscher Wörter beschliesst das sympathische, anregende Bändchen.

Leipzig. Anton Stanislav Mágr.

Eugen Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum (= Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten, hrsg. v. Richard Wünsch und Ludwig Deubner, Bd. 6). Giessen, A. Töpelmann (vormals J. Ricker), 1910. XII, 250 S. 8⁰. 8,50 Mk.

Da der Verf. als ein Schüler Dieterichs, der noch das vorliegende Werk angeregt hat, volkskundlichen Stoff in Fülle beibringt und die antiken Gebräuche häufig durch Vergleiche mit neueren erläutert, verdient das Buch auch in dieser Zeitschrift eine Besprechung, besonders der erste Teil (S. 3—65).

F. stellt zuerst die Berichte über die angebliche göttliche Erzeugung Platos und Alexanders des Grossen zusammen und weist aus ihnen nach, dass die menschlichen Väter dieser beiden Männer sich des Verkehrs mit ihren Frauen von dem Augenblick an enthielten, als sie deren göttliche Befruchtung erkannten. Ähnliches berichtet bekanntlich Matth. 1, 18 ff. von Joseph, und die späteren christlichen Schriftsteller bauen auf dem Glauben, dass eine Frau, die des Liebesverkehrs mit Gott gewürdigt worden sei, nicht mehr mit einem Manne verkehren dürfe, ihre Beweisführung gegen die Brüder Jesu auf. Die gleiche Anschauung liegt der Erzählung von der Geburt des Asklepios zugrunde (Pind. Pyth. 3, 25). Die Keuschheitsvorschriften für Priesterinnen (z. B. der Pythia) gehen ebenfalls darauf zurück, da ihr Verhältnis zu der Gottheit im Grunde das einer Ehe (*ἱερὸς γάμος*) ist. Denn eines der Hauptmittel, den Menschen mit der Gottheit mystisch zu vereinen, ist die Liebesvereinigung (s. Dieterich, Mithrasliturgie S. 121). Auf diese Weise werden den priesterlichen Frauen göttliche Kräfte, wie Weissagung u. dgl. zuteil. Auch das in Fruchtbarkeitsriten vorkommende Gebot, sich nackt auf die Erde zu legen (z. B. in Esthland: Weinhold, Abhandl. d. Berliner Akademie 1896 S. 30), ist so zu erklären. Die 'gottgeweihten Jungfrauen' der ersten Zeiten des Christentums werden oft geradezu als Bräute Gottes oder

Jesu bezeichnet, und das Liebesgefühl der Nonnen zu dem Heiland spricht sich in mhd. Gedichten des 15. Jahrhunderts oft in durchaus menschlich-erotischen Formen aus (vgl. auch aus späterer Zeit die Gedichte des Angelus Silesius). Während jedoch der Geschlechtsverkehr unter Menschen befleckend und schwächend wirkt (s. u.), behält die dem Gotte vermählte Jungfrau ihre Jungfräulichkeit, weshalb denn in griechischer und christlicher Religion der Glaube an die 'jungfräuliche Geburt' von Göttersöhnen aufkommt. F. bespricht bei dieser Gelegenheit (S. 23) ausführlich das darauf bezügliche Dogma der christlichen Kirche (nach Usener, Vorträge und Aufsätze S. 159). Interessant sind die hier angeführten Beispiele von Darstellungen der Empfängnis Mariae in der bildenden Kunst des 15. Jahrhunderts. Bald überbringt ihr eine Taube den Christusembryo, bald schwebt dieser ohne weitere Vorrichtung auf sie herab. Am sonderbarsten ist die Darstellung der Empfängnis auf einem Würzburger Relief, wo der kleine Christus auf einem Schlauche, der von Gottvaters Mund ausgeht und an Marias Ohr in Gestalt einer Taube endet, herabgleitet. — Im 2. Kapitel wird die über die ganze Erde verbreitete Anschauung, dass der Beischlaf den Menschen beflecke, mit zahlreichen Beispielen belegt. Freilich ist bei den vielfach überlieferten Geboten der Waschung nach dem Coitus oft nicht zu unterscheiden, ob dabei an natürliche oder religiöse Befleckung zu denken ist, wie Verf. selbst (S. 26) zugibt. Auch könnte man wohl z. B. den Brauch der Bewohner des Hindukusch (S. 31), sich während einer Kriegszeit des geschlechtlichen Umganges zu enthalten, da der Sieg dem Keuschesten gehöre, aus der naheliegenden Anschauung erklären, dass dadurch die Kräfte des Kriegers geschwächt werden. Den zahlreichen Beispielen von Waschungsvorschriften bei den verschiedensten Völkern hätten vielleicht einige aus der deutschen Volkskunde beigefügt werden können; der Verf. begnügt sich hier mit einem kurzen Hinweis (S. 34). Eine Fundgrube dafür sind bekanntlich die Bussordnungen des Mittelalters (s. Wasserschleben, Die Bussordnungen der abendl. Kirche, Halle 1851; z. B. S. 216: Maritus, qui cum uxore sua dormierit, lavet se, antequam intret in ecclesiam). Trotz der zum Teil zweifelhaften Belege ist selbstverständlich zuzugeben, dass bei den verschiedenen Völkern der Glaube besteht, der Beischlaf verunreinige, und zwar nicht in sittlicher, sondern in religiös-kultischer Beziehung. Diese Befleckung ist das Werk der Dämonen, die sich beim Zeugungsakte, wie bei jedem wichtigen Ereignis im Leben (Geburt, Hochzeit, Tod) an den Menschen drängen. Aus diesem Grunde erklärt F. auch die Sitte, die Schamteile zu bedecken, wenn er auch zugeben muss, dass auch andere Beweggründe, wie z. B. die Absicht geschlechtlicher Reizung, in Betracht kommen. Die Tabunatur des Coitus ist besonders bei der ersten Vollziehung kräftig, daher der erste Beischlaf oft für gefährlich gehalten wird (zahlreiche Belege für diese Anschauung jetzt bei Samter, Geburt, Hochzeit und Tod S. 41), weshalb dieser denn bisweilen erst einige Tage nach der Hochzeit stattfindet (Tobiasnächte) oder von einem durch Zauberkräfte geschützten Häuptling oder Priester vollzogen wird (vgl. Jus primae noctis). — Das folgende Kapitel ist einer genauen Besprechung des Begriffs *ἁγνεία* und der damit verwandten Wörter gewidmet, den F. mit dem des Tabu gleichsetzt. Da hier lediglich die Antike berücksichtigt wird, erübrigt sich an dieser Stelle eine Kritik dieser Ausführungen, obwohl gerade hier von philologischem Standpunkte aus manches zu bemerken wäre. (Dasselbe gilt für die Behandlung des Begriffes castus S. 206 ff.). — Im 4. Kapitel (S. 54) bespricht F. die in antikem und modernem Volksglauben begegnende Anschauung, dass Keuschheit auch ausserhalb des Kultes besondere Macht verleihe, vor allem in zauberischen Handlungen. Beim Einsammeln von Zauberkräutern u. dgl. wird,

wie bekanntlich im deutschen Volksaberglauben, so auch bei den Griechen und Römern, häufig vorherige Enthaltsamkeit in geschlechtlichen Dingen gefordert. (Wertvoll sind hier u. a. die S. 56 Anm. 2 gesammelten Belege über die Bienen als Gegnerinnen und Verräterinnen der Unkeuschheit.) Aus demselben Grunde fordert der Volksglaube vielfach unschuldige Knaben und Jungfrauen zur Ausübung zauberischer Handlungen (vgl. die Sage vom Armen Heinrich), besonders im Fruchtbarkeitszauber.

Der zweite, sehr ausführlich gehaltene Teil des Werkes soll ebenfalls unberücksichtigt bleiben, da es sich hier fast ausschliesslich um Antikes handelt. Ausgehend von der Darlegung, dass von den Priestern und anderen Kultpersonen als Mittlern zwischen der Menschheit und der Gottheit, in erster Linie das Gebot der Keuschheit gefordert wird, sammelt F. eine Fülle von Keuschheitsvorschriften bei den Griechen und Römern aus literarischer und monumentaler Überlieferung, geordnet nach den einzelnen Göttern und Göttinnen. Doch finden sich auch in diesem Abschnitt allgemein volkskundlich wertvolle Partien, so über die Keuschlammweide, von der F. nachweist, dass sie im griechischen Kult ursprünglich als fruchtbar machende Pflanze galt, während später die Anschauung Geltung bekam, dass sie die Keuschheit befördere. Im Zusammenhang damit wird (S. 152) die Bedeutung des Keuschlammes im späteren Volksglauben und die Entstehung dieses Namens sowie andere antiaphrodisische Pflanzen besprochen. (Der Myrte ist im Anhang [S. 239] eine besondere Abhandlung gewidmet, in der ein ähnlicher Bedeutungswechsel wie für das Keuschlamm erwiesen wird.)

Liegt auch der Hauptwert des Buches auf klassisch-philologischem Gebiete, so ist es doch, wie aus vorstehenden Andeutungen hervorgeht, wegen seiner zahlreichen Vergleiche antiken und modernen Volksbrauches und Aberglaubens auch für weitere Kreise von grosser Bedeutung. Erfreulich wirkt die wissenschaftliche Zurückhaltung des Verfassers, mit der er vielfach neben den von ihm vertretenen Anschauungen andere Erklärungsmöglichkeiten zulässt. Ein reichhaltiges Stellenverzeichnis erleichtert die Benutzung des Buches auch als Nachschlagewerk.

Berlin-Pankow. Fritz Boehm.

M. Merker, Die Masai. Ethnographie eines ostafrikanischen Semitenvolks. Mit 89 Figuren, 6 Tafeln, 62 Abbildungen und einer Übersichtskarte. 2. verb. u. verm. Aufl. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1910. 456 S. Geb. 12 Mk.

Der verdiente Verfasser hat die Herausgabe der zweiten Auflage seines Buches nicht mehr erlebt; am 3. Februar 1908 wurde er auf der Station Muanza in Deutsch-Ostafrika von einer Lungenentzündung dahingerafft. Sein Freund Dr. Sander hat die Fertigstellung des Buches übernommen und einen Nachruf auf den auch für die Wissenschaft zu früh Dahingeschiedenen an die Spitze gestellt. Ein umfängliches Geleitwort auf zehn Seiten hat Prof. Fritz Hommel dem Werk mit auf den Weg gegeben. Im Gegensatz zu den Zweifeln an dem wissenschaftlichen Wert der Feststellungen Merkers, die z. B. Carl Meinhof, einer der besten Kenner afrikanischer Sprachen, geäussert hat, bekennt er sich rückhaltslos zu den in dem vorliegenden Buch gezogenen Folgerungen des Verfassers. Darnach sind die Masai als ein ursprünglich semitischer Volksstamm anzusehen, der in unbekannter Zeit nach Afrika eingewandert ist. Zwar hat ihre Sprache mancherlei

Beeinflussung durch hamitische Sprachen, die ja allerdings im letzten Grunde mit den semitischen urverwandt sind, erfahren, aber die Grundlage bleibt doch rein semitisch. Dies zeigt Hommel an einigen Konjugationsformen und am Wortschatz. Auch die Überlieferungen der Masai, die Merker mit grosser Liebe und unendlicher Mühe gesammelt hat, sind nach Hommel echt semitisches Erbgut, nicht etwa von christlichen Missionaren den Masai erzählt. Sie kennen eine Weltschöpfung, das Paradies, den Sündenfall, die Schlange, die Sintflut, ja sogar zehn Gebote und eine siebentägige Woche, ganz wie die Juden. Es wird einem schwer, hier an eine originale Überlieferung der Masai zu denken. Ein Umstand spricht freilich für uralte Züge in ihrer Urgeschichte: sie kennen wie die babylonische Sage den Urdrachen, der in der jüdischen Tradition nur in verblassten Zügen durchschimmert.

Doch ganz abgesehen von den religiösen und urgeschichtlichen Sagen der Masai, interessiert uns an dem Buche vornehmlich die bis ins einzelne getreue Schilderung ihrer Lebensverhältnisse, in der eine reiche Fundgrube volkskundlichen Stoffes vorliegt. Wir hören von ihren Stämmen und ihrer Familienorganisation, von Verlobung und Ehe, Schwangerschaft und Geburt, von der Namengebung, endlich von der mit grosser Feierlichkeit vollzogenen Beschneidung der Knaben sowie Mädchen, die zu Beginn des mannbaren Alters vollzogen wird. Die verschiedenen Jahrgänge der Beschneidung bilden dann die verschiedenen Altersklassen, deren eigentümliche Tabuvorschriften uns vorgeführt werden. Dann folgt eine Schilderung des Lebens im Kriegerkraal, der in freier Liebe sich findenden Jünglinge und Jungfrauen usw. Weitere Abschnitte befassen sich mit der Bewaffnung, Bekleidung und dem Schmuck des Masaivolkes; an diese schliesst sich eine Darlegung der Viehzucht, der medizinischen Kenntnisse, der Grabriten und der Rechtsverhältnisse. In einem eigenen Abschnitte werden die Sitten und Gebräuche eines besonderen Zweiges der Masai, der Wandorobo, erörtert. Diese sind oft schon zur Ansässigkeit und zum Ackerbau übergegangen, während die eigentlichen Masai noch reine Nomaden sind. Am Ende des Buches finden sich Angaben über die den Masai bekannten Heilmittel, über Tiernamen und eine umfassende, fast 60 Seiten füllende Beschreibung einzelner Individuen mit statistischen Angaben über ihre Körperverhältnisse. Die in den Mitteilungen enthaltenen Zahlen werden dann noch übersichtlich zusammengestellt. Den Schluss bildet ein Register der behandelten Sachen und Namen auf zehn Seiten. Die beigegebenen Illustrationen sind zumeist vortrefflich. Das Buch kann angelegentlich empfohlen werden; es enthält die erschöpfende Monographie eines kriegerischen Nomadenvolkes, dessen Eigenart infolge der fortschreitenden sog. Zivilisierung ihres Landes dem Untergang geweiht ist.

Berlin. Sigmund Feist.

Adolf Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. Freiburg i. B., Herder, 1909. 2 Bände. XXXVIII, 646; VII, 764 S. 8°. Geb. 33 Mk.

In dem öffentlichen und privaten Leben der mittelalterlichen Christenheit spielten Weihungen und Segnungen, die auch unter dem Namen Sakramentalien zusammengefasst werden, eine bedeutsame Rolle. Sie entstanden auf kirchliche Anordnung, infolge äusserer Anlässe, im Zusammenhang mit alten Überlieferungen,

vor allem aber aus dem Bedürfnis des Volkes heraus, für die erbetene göttliche Hilfe in den Nöten des Lebens sinnfällige Bürgschaften zu gewinnen. Ein umfassendes, streng methodisch gearbeitetes, darum grundlegendes Werk über die Benediktionen musste man bis jetzt entbehren. Das Werk von Franz hat hier Wandel geschaffen. Es ist, um es gleich zu sagen, für jeden Erforscher des Mittelalters, nicht zuletzt für den, der wichtige, von kirchlichen Einrichtungen stark beeinflusste Volkssitten in ihrer Entwicklung wie in ihrer Ausbreitung verfolgen will, eines der hilfreichsten wissenschaftlichen Rüstzeuge. Nach einer grösseren Einleitung über Quellen und Literatur, Begriff der Sakramentalien nach der Theologie des Mittelalters und über ihre dogmatische Stellung überhaupt behandelt Franz in übersichtlichen Abschnitten im 1. Bande die Sachen, an die die Kirche die Weihungen und Segnungen knüpfte oder noch knüpft: Wasser; Salz und Brot, Wein (Minnetrinken, Johannisminne); Öl, Feld- und Gartenfrüchte, Kräuter; Kerzen, Palmen, Feuer und andere Dinge an Epiphanie, Mariä Lichtmess (St. Blasius), in der Fasten- und Osterzeit (Eierweihe); Haus, Hof und Gewerbe (Brunnenweihe). Der 2. Band befasst sich mit den Benediktionen, die sich auf Witterung (Wettersegen) und Vorgänge in der Natur, auf die Tiere, namentlich auf das Nutzvieh, und dann in seinem weitaus grösseren Teile mit denen, die sich auf die Menschen der verschiedensten Stände und Berufe, Lebensalter und in den verschiedensten Lebenslagen, in Gefahren (Waffensegen), Krankheiten und bei Besessenheit beziehen. Volle 64 Seiten Sachregister beweisen, wie reich an Erträgen und was für eine wichtige Fundgrube das Buch ist. Ein besonderer Vorzug besteht darin, dass der Verfasser die Weihe- und Segensformeln in weitgehendem Umfange mitteilt und somit wertvolles Quellenmaterial überliefert, das er mit einer erstaunlichen Kenntnis der mittelalterlichen Schriften und Bücher, selbst sonst kaum bekannter, verarbeitet. Auch muss lobend anerkannt werden, dass er die Missbräuche, die sich in die praktische Handhabung der Benediktionen im Laufe der Zeiten einschlichen, nicht verheimlicht. Ihre Aufdeckung ist für die Volkskunde um so wertvoller, als gerade sie zeigen, wie sehr die Antike und der neben dem christlichen Glauben noch immer lebendige alte Stammes- und Volksglaube die Weihesitten beeinflusste. Die volkskundliche Wissenschaft wird von dem Werk, das sich zum Teil auch wieder auf die massgebenden volkskundlichen Publikationen und führenden Zeitschriften, wie z. B. auf die vorliegende, stützt, grossen Gewinn ziehen.

Köln. Adam Wrede.

Otto Weinreich, Der Trug des Nektanebos. Leipzig, Teubner, 1911. VII, 161 S. 8°. 4 Mk.

Den Inhalt der feinen Untersuchung umschreibt der schon durch seine 'Antiken Heilwunder' vorteilhaft bekannte Verfasser geistreich mit dem Ovidvers: Multi nomine divorum thalamos iniere pudicos. Es handelt sich, wie W. selbst bemerkt, um ein Gegenstück zu der Amphitryon-Fabel: wie in dieser ein Gott unter menschlicher Gestalt, so gewinnt in der Nektanebos-Novelle ein Mensch unter dem Schein göttlicher Herrlichkeit ein nicht immer ungern betrogenes Weib. Die methodische Wichtigkeit des Stoffes beruht vor allem in seinen Beziehungen zur Wirklichkeit. W. unterscheidet aus guten Gründen zwei getrennte Zweige: den orientalischen, heiter-märchenhaft, durch das Motiv des Fluges (S. 159) ausgezeichnet, und den abendländischen, ernst und leicht tragisch; auch, wie ich hinzufügen möchte, durch

die stärkere Betonung des Tempels als Lokalität charakterisiert. Für beide Gruppen aber hält er (S. 93. 112 Anm.) wirkliche Vorgänge als Anlässe mindestens für wahrscheinlich.

In der Tat ist die Realität solcher Betrugsfälle ganz gewiss in den verschiedensten Fällen möglich; Imam und Bonze, Pfaff und Santom (um im Stil der solche Vergleiche liebenden Aufklärungsepoche zu reden) werden sich die Ekstase verzückter Weiblein gottlos zunutze gemacht haben. Der Verdacht wird unter die typischen Beschimpfungen des Geistlichen noch von Schiller eingereiht, wenn Don Carlos (in der ersten Fassung des Dramas; Säkularausgabe 4, 304 v. 253) dem Domingo auch die Worte ins Gesicht schleudert:

> Bist du es nicht, der unter Gottes Larve
> Die freche Brunst in fremdem Ehbett löschte?

Die Verführung, durch die mystisch-erotische Stimmung nahe gebracht, musste noch durch die religiöse Metapher (S. 29. 121) genährt werden, die die unio mystica aus dem Übersinnlichen ins Sinnliche überführte (vgl. S. 119), wofür wohl noch bessere Analogien als die der Fareisioten (S. 122) anzuführen wären. Andererseits hat die rationalistische Abneigung gegen jeden Gefühlsüberschwang diesen Verdacht immer wieder auch gegen die unschuldige Schwärmerei erhoben (vgl. S. 17. 141), und eben dies hat das Motiv im achtzehnten Jahrhundert (Wieland: S. 83f.) so beliebt gemacht, nachdem — ein besonders interessanter Nachweis! -- schon der hochverdiente Bekämpfer des Hexenwahns, Weyer (S. 69), mit solchem Hinweis operiert hatte.

Wir hätten also zunächst den gemeinsamen Anstoss in kriminellen Tatsachen, überall möglich und wahrscheinlich, weshalb denn auch W. (S. 153) mit Recht die Annahme eines Ursprungs und einer geographischen Verbreitung ablehnt. Nun aber hätte der Verf. näher darauf eingehen sollen, was dem Motiv so verschiedene Färbungen gab. Es ist wohl doch vor allem der Gegensatz von Polytheismus und Monotheismus. Die vielen Götter steigen in manchen Kämpfen bis zum Menschen hernieder; der eine Gott lässt seine unerreichbare Höhe tragisch fühlen. (Die Faustgeschichte S. 153f. fasst nach üblicher Manier des Mittelalters den Islam als Heidentum auf; wogegen der betrügerische Geistliche die Juden gerade an der Erwartung des einstigen Messias packt S. 93f.). Freilich bleiben Kombinationen nicht aus (S. 131); wobei immer wieder zu fragen wäre, ob nicht neue (angeblich oder wirklich) historische Vorfälle in die Entwicklung der Novelle eingewirkt haben. Das dürfte wohl bei dem 'Typus Merlini' (S. 131f.) vorliegen, wo der falsche Heilige durch einen andern falschen Heiligen unschädlich gemacht wird. Es liegt das ganz in der Richtung jener lustigen Konsequenzenmacherei, wie sie etwa in dem lateinisch-deutschen Schwank vom Erzbischof Heriger angewandt wird.

Nebenbei kommen interessante Beobachtungen vor, wie zu den Himmelsbriefen (S. 103), dem Motiv der verderblichen Lektüre (S. 141) und — der bedenklichen Wissenschaftlichkeit jener 'Anthropophytheia' (S. 117 Anm.), in denen recht oft unter der Larve der Völkerpsychologie niederste erotische Anekdoten aufgetischt werden.

Berlin. Richard M. Meyer.

August Lütjens, Der Zwerg in der deutschen Heldendichtung des Mittelalters. (= Germanistische Abhandlungen hrsg. v. F. Vogt, 38. Heft.) Breslau, M. & H. Marcus 1911. XII, 120 S. 8°. 4 Mk.

Ein sorgfältiger Beitrag zur Ethnologie der Zwerge. Hauptfragen sind einerseits die nach dem Ursprung, wobei romanische, keltische und antike Zwerge ziemlich leicht von den deutschen abgesondert werden können; andererseits die nach dem Mass der realen Grundlage, d. h. dem Einfluss wirklicher Zwerge auf die Sage. Lütjens begeht hierbei den Fehler, lediglich auf die Hofzwerge zu achten, für deren frühe Existenz er sein anfänglich ablehnendes Urteil später einschränkt; aber der Dorfzwerg wird oft genug beobachtet worden sein. Immerhin sind gewiss die meisten, vom Verf. (S. 68 f.) gut geordneten Züge zur Charakteristik des deutschen Zwerges der Tradition zuzuschreiben. Als charakteristisch wird dabei die Annäherung des Zwerges an den Ritter und Helden hervorgehoben (Kompromissformen z. B. in den Burgschilderungen S. 90). Im einzelnen ist (S. 108) die dichterische Tätigkeit differenzierend am Werk gewesen. — Die schliessenden Vermutungen über das Verhältnis von 'Alf' zu 'Zwerg' (S. 119) bedürfen mindestens noch der Vertiefung; Einzelbeobachtungen zur Text- und höheren Kritik sind öfters überzeugend.

Zu bedauern ist, wie in so vielen neueren Arbeiten, der ungepflegte Stil. „Zwischen Zwergen und Menschen verschiedenen Geschlechts" (S. 103) meint zwischen Zwergen und Menschen des andern Geschlechts. Oder es läuft eine Wendung durch wie (S. 26): „Bei aller äusseren Ähnlichkeit wird es doch im allgemeinen vermieden, die Pygmäen als Zwerge zu bezeichnen."

Berlin. Richard M. Meyer.

Die Schwänke und Schnurren des Pfarrers **Arlotto,** gesammelt und herausgegeben von Albert Wesselski. Berlin, A. Duncker, 1910. 2 Bände. LXIII, 236. XX, 352 S. 8° mit Bildern und Faksimilien. (= Narren, Gaukler und Volkslieblinge hsg. von A. Wesselski 1.)

Berühmter als die berufsmässigen Spassmacher Gonnella und Barlacchia ist in Italien der florentinische Landpfarrer (piovano) Arlotto Mainardi geworden, den man längst mit dem türkischen Volksliebling Nasr-eddin und mit dem deutschen Pfaffen von Kalenberg und Eulenspiegel verglichen hat. Schon während seines langen Lebens (er ward 1396 geboren und starb 1484 zu Maciuoli) erzählte man von der Schlagfertigkeit, mit der er Aufdringliche abfertigte, Habgierige beschämte und die Gesellschaft erheiterte, wie von der Hilfsbereitschaft, die er Armen und Bedrängten erwies; es tat seiner Popularität keinen Abbruch, dass er nichts ausser seinem Messbuche, das er auswendig wusste, lesen konnte, und dass seine Scherze, seinem Taufnamen Arlotto (Tölpel) entsprechend, manchmal etwas unfein und garstig ausfielen.

Seine Streiche (Facezie, piaceuoleze, fabule e motti) wurden schon um 1500 durch B. Pacini im Druck veröffentlicht; der ausführlichere Text aber, aus dem dieser schöpfte, ist in einer Abschrift des Giovanni Mazzuoli Stradino (1480 bis 1549) erhalten, die erst 1884 durch G. Baccini herausgegeben wurde. Bereits im 16. Jahrhundert drang Arlottos Ruhm nach Deutschland; hier hat ihm jetzt

Wesselski in dem oben genannten, opulent ausgestatteten Werke so eindringende Forschung gewidmet, wie sie von dem tüchtigen Kommentator der Bebelschen und Sommerschen Facetien zu erwarten war. Er überträgt nicht nur die 203 von Baccini publizierten Schwänke, sondern auch 25 weitere, die er aus dem ältesten Drucke, aus Doni, Guicciardini, Garzoni und Sagredo entnimmt, verzichtet aber auf die zum Teil aus den Sprüchen Sekundus des Schweigsamen abgeschriebenen 'Domande e risposte' und die 'Sentenze morali' Arlottos. Die literaturvergleichenden Anmerkungen, denen sich einige alte Illustrationen beigesellen, umfassen 174 enggedruckte Seiten und gehen unter Berücksichtigung der verschiedenen Ausgaben und mit grosser Belesenheit den Problemen der vergleichenden Stoffgeschichte gründlicher zu Leibe, als der oben 7, 261. 376 gedruckte Aufsatz Amalfis. Es zeigt sich, dass hier wie im Eulenspiegel-Buche viele Abenteuer aus älteren Quellen, z. B. Poggio und Sacchetti, fälschlich auf den Helden übertragen worden sind. Die von Stiefel nachgewiesenen Fälle, in denen H. Sachs mit Arlotto (Nr. 64. 65. 122) zusammentrifft, sucht Wesselski nicht durch direkte Entlehnung, sondern durch eine gemeinsame frühere Quelle zu erklären[1]). In einer beachtenswerten Untersuchung über Domenichis Facetien (2, 308—343) stellt W. endlich fest, das die älteste Gestalt dieses oft gedruckten Buches (1548) aus einer Hs. des oben erwähnten Stradino und aus den gedruckten lateinischen Tischreden des Joh. Gast (Peregrinus. 1541) kompiliert ist. Die Hs. Stradinos aber stimmt nahezu wörtlich zu der ausführlicheren Theodoros delli Angeli, die Papanti 1874 als Facezie e motti dei secoli XV e XVI herausgab, und beiden muss eine vermutlich 1479 entstandene italienische oder lateinische Schwanksammlung zugrunde liegen, in der bereits der Pfarrer Arlotto eine gewisse Rolle spielt.

Mit gutem Gewissen dürfen wir das so beifallswert eröffnete Unternehmen, das noch eine Reihe von Schwankhelden und Volkslieblingen, wie den Türken Nasr-eddin, vorführen soll, der Beachtung der Forscher empfehlen. Möge sich nur der Vf. nicht vor knappgefassten, aber vollständigen Bibliographien mit Angabe der öffentlichen Bibliotheken allzusehr scheuen!

Berlin. Johannes Bolte.

Notizen.

A. Baragiola, Dialetto e costumi di Sappada (Est. dalla rivista 'Cadore', Padova 1908. 19 S. gr. 8°). — Sappada (Bladen, Plod'n) gehört zu den 14 Gemeindebezirken, die im äussersten Nordosten Italiens eine deutsche Enklave in ladinischer Umgebung bilden. Der Vf. berichtet über die Sitten und Bräuche und den Dialekt der Bewohner des kleinen Dorfs. Die tirolische Abkunft der Kolonisten ist noch heute unverkennbar, aber das Italienische macht durch die Schule und die nachbarliche Umgebung rasche Fortschritte. Die deutschen Karten- und Kegelspiele haben bereits italienischen Spielen weichen müssen. Die alten Hochzeitsgebräuche dagegen, auch der Brautraub, haben sich bisher

---

1) Zu Nr. 22 (Neckerei von Betern durch einen versteckten Schalk) vgl. noch Frey, Gartengesellschaft 1896 S. 284 f. — Zu 65 (Lappenfahne) H. Sachs, Fabeln 2, 472. 5, 74. — Zu 89 (Schüssel gedreht) Liebrecht, Orient und Occident 3, 376. Oben 16, 290 Nr. 22. Reuter, Läuschen 2, 21 (Werke 1, 405 ed. Seelmann). Wossidlo, Aus dem Lande F. Reuters 1910 S. 105. Krauss, Zigeunerhumor 1907 S. 140. — Zu 122 (Schäfers Wortzeichen) Wickram, Werke 5, LXXV. — Zu 133 (Früh aufstehen, Heiltum umtragen) Waldis, Esopus 3, 94 und H. Sachs, Fabeln 1, 405. 5, 188.

erhalten. Volkslieder existieren so gut wie gar nicht. Hoffentlich gelingt es dem Schullehrer von Sappada, das von ihm geplante Dialektwörterbuch zustande zu bringen.

Hermann Beyer, Über eine Namenshieroglyphe des Codex Humboldt (mit 34 Textfiguren). — Das aztekische Götterbild Alexander von Humboldts (mit 1 Tafel und 18 Textfiguren). Aus der Festschrift 'Humboldt', Mexiko 1910, S. 95—105. 109—119. — Zwei wertvolle Beiträge zur mexikanischen Mythologie.

F. J. Bronner, Bayerisches Schelmen-Büchlein. 165 Schwänke und Schnurren über bayerische Ortsneckereien, zwei scherzhafte Plaudereien über Taufnamen-, Handwerker-, Standes- und Berufsneckereien, aus dem Munde des Volkes gesammelt und allen Freunden deutschen Volkshumors gewidmet. Ein bayerisches Schildbürger- und Scherzbuch, ein wichtiger Beitrag zur deutschen Volkskunde und eine Monographie zur Geschichte des deutschen Volkshumors. Diessen, J. C. Huber 1911. 264, IV S. geb. 4 Mk. — Der Vf., dem wir schon oben 18, 231 als einem eifrigen Freunde der bayerischen Volkskunde begegneten, liefert ein sehr dankenswertes bayerisches Seitenstück zu den neuerdings von Kahle u. a. betriebenen Forschungen über Ortsneckereien. Das Buch, dessen langatmiger Titel schon einen Begriff von seinem Inhalt und Charakter gibt, enthält 1. Stichelschwänke, 2. Ortsverzeichnis mit den Necknamen, 3. allerlei Reime ähnlichen Inhalts, darunter S. 207. 212. 223 'Dorflitaneien', d. h. Nachbarreime, 4. Handwerkerspott, 5. dekorierte Vornamen. Das Verdienst der reichhaltigen Sammlung beruht in der Zusammenbringung und Ordnung des Stoffes; vergleichende oder literarhistorische Bemerkungen sind nur selten beigegeben; die Fussnote auf S. 103 über den gefangenen Krebs gehört auf S. 129.

A. de Cock en Is. Teirlinck, Brabantsch Sagenboek 2. deel: Legenden of echt christelijke sagen. Gent, A. Siffer 1911. 356 S. 4 Fr. — 317 Legenden enthält der zweite Band des vlämischen Sagenbuches, dessen ersten Teil wir oben 20, 330 mit Genugtuung begrüssten, und zwar sowohl aus der älteren Literatur (seit Thomas von Cantimpré) als auch aus der mündlichen Überlieferung. Unter den Christuslegenden seien angeführt Nr. 274 eine zum 'Bruder Lustig' (Grimm Nr. 81) gehörige Variante, 275—276 Christus und Petrus als Drescher (H. Sachs, Fabeln 5, 184), 277 die drei Wünsche (Grimm Nr. 87), 282 der Mann im Mond; unter den Mariensagen Nr. 295 Marienritter (Legenda aurea c. 131, 2. v. d. Hagen, Gesamtabenteuer Nr. 74. Zs. f. dtsch. Phil. 28, 38 usw.) und 342 die Pförtnerin Beatrix (oben 15, 129); unter den übrigen Heiligenlegenden Nr. 429 Gertrudenminne (Zs. f. dtsch. Phil. 21, 157), 492 die hartherzige Schwester (Erk-Böhme, Liederhort Nr. 209), 565 die dem Bettler geschenkten Schuhe des Heiligenbildes (Grimm, DS. 330). Sehr dankenswert sind die beigegebenen, oft recht umfangreichen Literaturnachweise.

Friedrich Dittmann, Der Begriff des Volksgeistes bei Hegel. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Begriffs der Entwicklung im 19. Jahrh. (Beiträge zur Kultur- und Universalgesch. hrsg. v. K. Lamprecht 10). Leipzig, Voigtländer 1909. VIII, 108 S. 3,60 Mk. — Der Vf. scheidet schroff zwischen Hegels Theorie und Praxis. In seinem philosophischen System findet er eine Entwicklung der 'Idee', die sich rein aus der Spekulation ergebe. In seinen historischen Darlegungen dagegen, vor allem in seiner 'Philosophie der Geschichte', findet er Ansätze zu einer psychologischen Entwicklung, die aus den Tatsachen der Geschichte hergeleitet werde. Ebenso konstruiert der Vf. einen Gegensatz zwischen dem, was Hegel begrifflich, und dem, was er empirisch unter 'Volksgeist' versteht. Demgemäss schildert er zunächst den 'Volksgeist im Hegelschen System' (S. 1—14), dann, weit ausführlicher, den 'Volksgeist in der geschichtlichen Praxis Hegels' (S. 15—86). Zum Schluss erörtert er Hegels Verhältnis zu den Geschichtstheorien Herders und Kants (S. 87—108). Ich glaube nicht, dass sich diese Aufstellungen halten lassen. Die Theorien Hegels sind doch wohl weit stärker empirisch orientiert als der Vf. annimmt, und man mag gegen Hegel einwenden, was man will: klug genug, um einen so offensichtlichen Widerspruch, wie ihm D. zur Last legt, selbst zu merken, war er ganz gewiss. Der Vf. hat sich, wie mir scheint, allzu sehr von Hayms geistreichem und glänzend geschriebenem Buch über Hegel imponieren und inspirieren lassen, das aber weder dem Menschen noch dem Philosophen gerecht wird. Auch ist es misslich, den Begriff des 'Volksgeistes' isoliert zu betrachten: der Vf. hätte ihn in Verbindung mit dem der 'Volks-

seele' behandeln und, mindestens einleitungsweise, die Entwicklung dieser Begriffe vom jungen Herder bis zu der Zeit, wo Hegel einsetzt, darstellen müssen. Zur Sache vgl. Lasson, Ztschr. f. Sozialwissenschaft 12, 745—754.

A. van Gennep, Légendes populaires et chansons de geste en Savoie (aus Revue des idées 1910, 15. nov. 43 S.). — Behandelt mit umfassender Gelehrsamkeit die savoyischen Sagen vom Eindringen der Sarazenen, die im 15. Jahrh. auftauchende Sage von dem streitbaren Sachsen Bérold, die aus den Heiligenlegenden nachweisbaren Strassen nach Italien, den Kampf des Königs Artus mit der Katze, die Spuren der Karlssage und als Gradmesser der in Savoyen im 15. bis 16. Jahrhundert herrschenden literarischen Bildung die Aufführungen geistlicher Dramen.

Ignaz Goldziher, Vorlesungen über den Islam. (Religionswissenschaftl. Bibliothek hg. v. Streitberg u. Wünsch 1). Heidelberg, Winter 1910. X, 341 S. 8,40 Mk. — Dies vortreffliche Buch, aus dem sich nun jeder über die religiösen Faktoren des Islams reiche und zuverlässige Belehrung holen kann, ist aus der flotten Skizze erwachsen, die der Vf. vor einiger Zeit über die 'Religion des Islams' in der 'Kultur der Gegenwart' (I, 3, 87ff.) veröffentlicht hat. Es unterrichtet in sechs Kapiteln, denen sehr wertvolle Literaturnachweise und Exkurse beigefügt sind, über Muhammed und den Islam, die Entwicklung des Gesetzes, die Entwicklung des Dogmas, Asketismus und Ṣūfismus, das Sektenwesen und die späteren Gestaltungen. Im Vordergrunde stehen die spezifisch religiösen Momente mit ihren philosophischen Grundlagen und Ausstrahlungen. Aber auch die Formalitäten des Ritus werden behandelt, die Speiseverordnungen analysiert (S. 57. 243ff.), die juristischen Elemente mit besonderem Nachdruck hervorgehoben (S. 41ff. 69 u. ö.). Der Volksaberglaube kommt zur Sprache (S. 68. 78f. 218), hätte indes vielleicht noch ausgiebiger verwertet werden können.

M. Höfler, Gallokeltisches Badewesen. Mit sieben Illustrationen (Zeitschrift f. Balneologie, Klimatologie und Kurort-Hygiene 4. Jahrg. Nr. 2 u. 3).

Dietrich Heinrich Kerler, Die Patronate der Heiligen. Ein alphabetisches Nachschlagebuch für Kirchen-, Kultur- und Kunsthistoriker sowie für den praktischen Gebrauch des Geistlichen. Ulm, Kerler 1905. V, 499 S. 6,50 Mk. — Das Buch ist zwar schon vor längerer Zeit erschienen, aber erst kürzlich bei uns eingelaufen, und überdies ists nie zu spät, um auf ein brauchbares Werk hinzuweisen. Mit Recht macht der Vf. darauf aufmerksam, dass die Heiligenpatronate nicht nur von weittragender religionsgeschichtlicher Bedeutung sind, sondern gleichsam einen Spiegel des Volkslebens und der Volksseele darstellen. Das Verzeichnis der Patronate in alphabetischer Reihenfolge bildet den Grundstock des Buches, das sehr ergiebig und, nach Stichproben zu urteilen, auch zuverlässig ist. Nach dem Schlagwort folgt die Erklärung des Patronats aus der Legende, der Geschichte, dem Recht, den Volksbräuchen usw. Gute Register und eine systematische Übersicht erhöhen den Wert der schätzbaren Publikation, die freilich durch Quellenangaben noch erheblich gewonnen hätte.

Richard Loewe, Deutsches Wörterbuch (Sammlung Göschen 64). Leipzig, Göschen 1910. 177 S. 0,80 Mk. — Das kleine Buch bietet ungewöhnlich viel. Nach einer knappen Einleitung, die über die Herkunft unseres Wortschatzes unterrichtet, erhalten wir ein kurzgefasstes, aber sehr reichhaltiges etymologisches Wörterbuch der nhd. Sprache, das auf selbständigen Forschungen beruht und keineswegs lediglich einen Auszug aus Kluges bekanntem Werk darstellt. Für unsere Zwecke besonders wertvoll ist die Aufnahme vieler Volksausdrücke und Alltagswörter wie 'babbeln', 'Beffchen', 'berappen', 'Jemine', 'klaterig', 'lungern', 'pfaff', 'stibitzen' u. a. — Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, dass des gleichen Verfassers 'Germanische Sprachwissenschaft' (Laut- und Formenlehre der germanischen Dialekte) unlängst in zweiter, beträchtlich verbesserter Auflage erschienen ist (Sammlung Göschen 238).

Heinrich Marzell, Frühlingsblumen im Volksglauben. Eine volksbotanische Skizze (Natur und Kultur 8, 417—422). — Derselbe, die Brennessel im Volksglauben. Ein Beitrag zur Volkskunde (Naturwissenschaftliche Wochenschrift 26, 401—406). Vgl. unten S. 318ff.

H. Messikommer, Aus alter Zeit, 3. Teil: Bäuerische Speisekarte im zürch. Oberlande bis ca. 1840, ein Beitrag zur Volkskunde. Zürich, Orell Füßli 1911. 40 S. 1 Fr. —

Aus den Mitteilungen alter Leute schöpfend, zeigt M. in dieser Fortsetzung seiner lehrreichen Schilderungen des Volkslebens im Zürcher Oberlande (s. oben 20, 122. 446), wie einfach es noch vor 70 Jahren dort mit Speise und Trank gehalten wurde. Der Bauer verkaufte seine Butter, Eier, Kälber und Geflügel und nährte sich hauptsächlich von Kohl, Mangold, Rüben, Bohnen, Kartoffeln, Mehlspeisen, Dörrobst; Brot wurde nur alle drei Wochen gebacken; statt der Butter verwandte man in der Küche Tierfett und Nussöl; Fleisch, fast nur von Schweinen, Schafen und Ziegen, wurde nicht viel gegessen, wie z. B. aus den Fleischpreisen des Teuerungsjahres 1816—1817 hervorgeht. Grampampuli hiess ein gegen den Husten gebrauchter Schnaps. Die mundartlichen Benennungen sind überall angeführt.

P. Piper, Superstitiones et paganiae Einsidlenses (Mélanges offerts à M. Émile Chatelain, Paris 1910, p. 300—311). — Diese vermeintlich unedierten Einsiedler Texte stehen, wie G. Cohen, Romania 39, 587 zeigt, bereits unter den Predigten Augustins bei Migne, Patrologia lat. 39, 2266 und 2237.

Julius Sahr, Anzeigen und Gedanken zur Volkskunde (Zs. f. d. deutschen Unterricht 25, 210—256). — 1. Seit wann haben wir eine wissenschaftliche Volkskunde? Riehl, ihr Begründer. Die Debatte über Begriff, Umfang und Ziel der Volkskunde. 2. Reuschels 'Volkskundliche Streifzüge'. Vom Wesen und der Entwicklung des deutschen Volksliedes.

Heinrich Spies, Das moderne England, Einführung in das Studium seiner Kultur mit besonderem Hinblick auf einen Aufenthalt im Lande. Strassburg, Trübner 1911. XIV, 352 S. 4 Mk. — Das Buch ist in erster Linie für anglistische Philologen bestimmt, wird aber jedem für englische Geschichte, Literatur, Kunst und Volksleben Interessierten wertvolle Dienste leisten, da der Vf. sich keineswegs darauf beschränkt, dem Besucher Englands seine Erfahrungen über Wohnung, Verkehrsformen, Dialekt u. dgl. zur Verfügung zu stellen, sondern einen gründlichen, mit ausführlichsten Literaturangaben versehenen Leitfaden zum Studium der englischen öffentlichen Einrichtungen, Feste, Kunst, Literatur, Industrie usw. liefert. Die Bibliographie der Volkskunde (S. 4—6) ist mit Umsicht ausgewählt.

Richard Stettiner, Das Webebild in der Manesse-Handschrift und seine angebliche Vorlage. Berlin und Stuttgart, W. Spemann 1911. 19 S. u. 8 Tafeln. 8°. — Der Vf. sucht nachzuweisen, dass die zuerst von Ganz (Gesch. der heraldischen Kunst in der Schweiz. Frauenfeld 1899), zuletzt von Stange (Die Miniaturen der Manessischen Liederhs. Königsberger Diss. 1909) mit der grossen Heidelberger Liederhandschrift in Zusammenhang gebrachten Miniaturen aus elsässischem Privatbesitz unecht seien. Die Gründe leuchten uns sehr ein, doch muss die definitive Entscheidung den Kunsthistorikern im Verein mit den Chemikern überlassen bleiben. Für unsere Zwecke kommen vor allem in Betracht die höchst lehrreichen, durch vorzügliche Abbildungen unterstützten Ausführungen über den merkwürdigen Webeapparat, den die Miniatur der Manessehs. vor den Gedichten des Rost von Sarne zeigt. Wie fruchtbar, ja notwendig es ist, die moderne Volkskunde zur Erklärung von Gebrauchsgegenständen auf mittelalterlichen Bildern heranzuziehen, das geht aus diesem amüsanten Büchlein besonders handgreiflich hervor.

Franz Violet, Der Glaube an Hölle und Fegefeuer im Wandel der Zeiten (Sonntagsbeilage 28 zur Voss. Ztg. vom 9. Juli 1911). — Im Anschluss an das oben 20, 437 ff. gewürdigte Buch von Marcus Landau.

Rudolf Zenker, Die Tristansage und das persische Epos von Wîs und Râmîn (Romanische Forschungen 29, 322—369). — Z. sucht zu beweisen, dass der 'Ur-Tristan' entweder zurückgehe auf das romantische Epos von Wîs und Râmîn (Zs. d. dt. morgenländ. Gesellschaft 23, 375—433) oder mit ihm aus der gleichen Quelle geflossen sei. Die Studie ist sehr beachtenswert, aber ihr Ergebnis nicht überzeugend. Prinzipiell wichtig sind die einleitenden Bemerkungen über das Verhältnis von Orient und Occident vor den Kreuzzügen.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 24. März 1911. Vorsitzender Hr. Geh. Rat Prof. Dr. Roediger. Zuerst gab Hr. Prof. Dr. Bolte Proben aus der Volksdichtung des 16. Jahrh., die oben S. 160 ff. abgedruckt sind. Dann besprach er verschiedene neue literarische Erscheinungen, wie Otto Monke: Berliner Sagen und Erinnerungen, E. Böklen: Sneewittchenstudien I, Friedr. Ranke: Der Erlöser in der Wiege, Leo Frobenius: Der schwarze Dekameron, über deren Inhalt oben S. 180 ff. bereits berichtet ist. Hr. Geh. Rat Roediger wies auf die 51. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hin, welche vom 3. bis 6. Oktober d. J. in Posen abgehalten werden soll und eine Sektion für Volkskunde haben wird unter Leitung von Prof. Dr. Siebs-Breslau und Prof. Dr. Erich Schmidt-Bromberg. Hr. Dr. Ed. Hahn veranlasste eine Diskussion über die Verwendung von Baumrinde zu volkstümlichen Musik- oder Lärminstrumenten und anderen wichtigen Diensten, wie Dachdeckung, Gefässherstellung und Nahrungsmittelerzeugung. Er wies auch darauf hin, dass eine Bearbeitung des Spielkalenders nötig erscheine, da die alten Erinnerungen immer mehr verschwänden. Hierzu gaben Beiträge die Herren Ebermann, Maurer, Sökeland, Ludwig. Mit allseitigem Bedauern wurde dann eine Erklärung des Hrn. Dr. Bagrat Chalatianz entgegengenommen, der durch ein Missverständnis der Geschäftsleitung des Architektenhauses verhindert war, seinen angekündigten Vortrag: „Ergebnisse meiner Ausgrabungen urartäischer Gräber im Gouvernement Erivan“ mit Lichtbildern und Ausstellung von Altertümern zu halten.

Freitag, den 28. April 1911. Der Vorsitzende, Hr. Prof. Dr. Bolte, teilte mit, dass das Kultusministerium den bisherigen Beitrag zur Herausgabe der Zeitschrift des Vereins auch für dieses Jahr wieder bewilligt habe. Hr. Lehrer Friedr. Reimesch legte eine grosse Zahl siebenbürgischer Volksstickereien vor, teils alte Stücke, teils neue für den Verkauf hergestellte Erzeugnisse. Die Stickereien waren fast ausnahmslos in Kreuzstichtechnik hergestellt und zeigten hier und da orientalische Einflüsse der umwohnenden Völkerschaften. Auch die Tiersymbolik scheint in diesen Volkskunsterzeugnissen eine Rolle zu spielen. Häufiger erscheinen Hirsch, Taube, Falk, Greifen und Doppeladler. In neuerer Zeit ist auch hier durch die Überschwemmung mit Fabrikerzeugnissen der Volksgeschmack verwildert, doch gelang es einzelnen Sammlern, wie Sigerus, die altüberlieferten Muster zu erhalten und einer Wiederbelebung der Volkskunst so die Wege zu ebnen. Die im Jahre 1051 gegründete deutsche Kolonie Siebenbürgens hat sich den Zusammenhang mit der Heimat stets bewahrt und hofft durch die Ausstellung dieser Volkskunstarbeiten in Berlin das Interesse für den abgesprengten deutschen Volksteil in Ungarn zu stärken. Der Vorsitzende dankte dem Redner herzlich für die schönen Vorlagen und versicherte ihn der andauernden warmen Teilnahme des Vereins an dem Volkstum der siebenbürgischen Deutschen, von der in unserer Zeitschrift durch die Arbeiten von Elisabeth Lemke und Schullerus wiederholt Beweise niedergelegt seien. Hr. Stadtverordneter H. Sökeland machte Mitteilung von einem neueren Versuche mit der Wünschelrute in Kiel. Dort hat Hr. Prof. Weber vor einer Versammlung von Gas- und Wasserfachleuten einen

Vortrag über die Wünschelrute gehalten und ihre Anwendung gezeigt. Dabei wurde wiederum in aller Öffentlichkeit festgestellt, dass die Ausschläge der Rute an gleicher Stelle nicht immer dieselben waren. Auch Hr. Geheimrat E. Friedel konnte von gleichen Misserfolgen berichten, die Hr. Professor Geinitz in Rostock mit zwei Rutengängern neuerdings erzielt hat. Hr. Gerichtsassessor Dr. Alb. Hellwig hielt sodann einen längeren Vortrag über moderne Sibyllen. In einem historischen Rückblick zeigte er, wie die Formen des Aberglaubens zu allen Zeiten ähnlich gewesen sind. Im alten Rom der Kaiserzeit spielten die Wahrsagerinnen eine grosse Rolle. Justinian stellte Magier und Giftmischer auf eine Stufe. Im Paris des 18. Jahrhunderts gab es 400 Wahrsagerinnen, deren Kunden den vornehmsten Kreisen angehörten. Die Methoden der Wahrsager sind hauptsächlich Chiromantie und Kartenlegung. Auch Astrologie wird in neuerer Zeit wieder viel angepriesen. Die alten Zaubermittel des Erbschlüssels und Spiegels sind auch noch immer im Schwange. Ein grosser Schwindel wurde von einem gewissen William Scott mit einer Wunderplatte (Planchette) als Wahrsageinstrument getrieben. Sie brachte ihm soviel ein, dass er bei seiner Strafverfolgung eine Kaution von 100 000 Mk. im Stiche lassen konnte. Die Chiromantie wurde im 18. Jahrhundert auch von gebildeten Leuten als Wissenschaft angesehen und auch heute noch finden sich Spuren dieser Anschauung. Besonders Zigeuner betreiben diese 'Kunst' und machen sich hinterher über die Gläubigen lustig. Die 'Kunst' des Kartenlegens ist von Krämer in Berlin literarisch verherrlicht worden. Aus diesem Werk teilte der Redner den Abschnitt über die Bedeutung der einzelnen Karten mit. Aber die Systeme der Kartenlegerei weichen ebenso wie die der Chiromanten vielfach untereinander ab. Der Schaden, den alle diese unlautern Künstler an Geld, Ehre, Leben und Familienglück anrichten, ist unberechenbar. Und es sind nicht nur Psychopathen, welche diesen Schwindlern zum Opfer fallen, wenn auch die geistig Minderwertigen die Hauptkundschaft der modernen Sibyllen darstellen. Die Wahrsagerinnen sind oft frühere Prostituierte, welche nebenbei auch das Kuppelgewerbe treiben. Sie zeigen z. B. nach Verabredung jungen Mädchen das Bild eines Wüstlings als das ihres künftigen Gatten. Ferner wirken sie verhängnisvoll als gewerbsmässige Fruchtabtreiberinnen. Um das Übel zu bekämpfen, muss seinen psychologischen Gründen nachgeforscht werden. Viele dieser Sibyllen glauben selbst an ihre prophetische Gabe, zumal wenn das Gewerbe durch Generationen hindurch geübt wurde. Diese sind eigentlich am gefährlichsten. Doch ist die Unterscheidung zwischen Gutgläubigen und Betrügern recht schwierig. Es kommt sogar vor, dass die Gerichte sehr gegen ihren Willen dazu beitragen, das Ansehen solcher Wahrsager zu stärken, wie es in Berlin geschah, wo nach einem gerichtlichen Freispruch der betreffende sich als gerichtlich bestätigter Wahrsager bezeichnete. Wie sehr der allzu menschliche Wunsch, das Geheimnis der Zukunft zu entschleiern, diesen Betrügern entgegenkommt, kann man daraus ermessen, dass bei genauer Selbstprüfung wohl jeder noch ein wenig Aberglauben bei sich entdecken kann. Weitere Gründe für die Blüte jenes Gewerbes sind Denkfaulheit, Leichtgläubigkeit und mangelnde Verstandesschulung. In dem reicher entwickelten Gefühlsleben der Frau liegt hauptsächlich der Grund für die Tatsache, dass die modernen Sibyllen fast nur bei diesem Geschlechte ihre Opfer suchen und finden (vgl. Stoll: Psychologie des Aberglaubens). Unbestreitbar ist ferner die grosse Menschenkenntnis der Wahrsagerinnen. Denkbar günstig sind ja auch die Vorbedingungen für Erwerbung solcher Kenntnis. Denn die Kunden dieser Prophetinnen sind meist in einem seelischen Zustande der Erregung, der ihre Gefühle leicht erraten lässt. Durch wohlberechnetes Auftreten der Sibylle wird diese Exaltation noch gesteigert, und

eine Bestätigung ihrer vorgefassten Meinung bestärkt die Klienten in der Überzeugung von der Wahrheit der Prophezeiung. Die Bekämpfung des Wahrsageschwindels ist ausserordentlich schwierig, doch sollte er besonders schwer bestraft werden, wenn der Aberglauben böswillig ausgenutzt worden ist. Inserate und Zettelverteilung auf den Strassen sollten verboten werden. Der in einigen Bundesstaaten gültige sog. Gaukeleiparagraph hat schon gute Erfolge gehabt.

Freitag, den 26. Mai 1911. Der Vorsitzende, Geh. Rat Roediger, teilte mit, dass die Verhandlungen wegen Überlassung eines Hörsaales im Institut für Meereskunde für die Vereinssitzungen sich leider zerschlagen haben. Die Sitzungen müssen deshalb weiter im Architektenhause abgehalten werden, obwohl der Mangel eines Projektionsapparates öfter störend empfunden werde. Er berichtete sodann über die Festspiele, welche der Verein Brandenburgia auf dem Pichelswerder Anfangs Juni veranstaltet. Der Unterzeichnete machte einige Vorlagen zur Volksmedizin. Sogen. Froasenstoane oder Froastaferln (Fraisen = Krämpfe) sind Tonplättchen, auf denen das Gnadenbild eines Wallfahrtsortes in Süddeutschland dargestellt ist. Man schabt davon Pulver ab und nimmt es mit Wasser gegen allerlei Krankheit bei Mensch und Vieh ein. Ein solches Stück aus der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde wurde vorgelegt, das von Maria-Einsiedel in der Schweiz stammt. In Norddeutschland findet man ähnliche Heilmethoden bei den Spreewaldwenden, nur mit dem Unterschiede, dass hier vorgeschichtliche Steingeräte verwendet werden, die ja vielfach vom Volke als Donnerkeile oder Gewittersteine angesprochen werden, also gewissermassen himmlischen Ursprungs sind und also in der Idee mit den Gnadenbildern süddeutscher Wallfahrtsorte verglichen werden können. Ein solcher durchlochter Steinhammer mit Schabespuren an der Schneide stammt aus Burg im Spreewalde und wurde gegen die sogen. Mutterplage (Kulka) eingenommen. Ein zweites Steinstück, auch aus dem Spreewalde, ist bereits so abgenutzt, dass nicht mehr erkennbar ist, ob es ein vorgeschichtliches Steinwerkzeug war. Es wurde gegen Seitenstechen gebraucht. Ein drittes Steingerät aus vorgeschichtlicher Zeit, ein Hammer von schlesischem Typus, stammt aus dem Kreise Militsch und wurde zum Bestreichen von Geschwulsten benutzt. Ausserdem aber diente es dazu, wenn die Kühe einmal rötliche Milch gaben, sie durch das Stielloch des Hammers zu melken. Diese Heilmethode erinnert an die bekannte volkstümliche Kur des Durchziehens und Durchkriechens, womit Krankheiten gewissermassen abgestreift werden sollen oder an heiligen Orten durch innige Berührung mit dem geweihten Boden oder Bauwerke Heilung erzielt werden sollte. Um noch einmal auf die bereits erwähnten Fraisensteine oder -tafeln zurückzukommen, so hat auch die mittelalterliche Heilkunde ähnliches gekannt in der sogen. Terra sigillata von Malta. Jahrhunderte hindurch wurden Täfelchen aus dieser Erde mit aufgedrücktem Bilde des Apostels Paulus als Heilmittel in den Handel gebracht. Die leichte weisse Erde wurde in Malta in Höhlen gegraben, die nach der Legende einst dem Apostel Paulus als Obdach gedient haben sollen. Auch Gefässe machte man aus dieser Erde. Die in Pulverform eingenommene Terra sigillata von Malta sollte heilkräftig gegen Gift und zugleich eine Herzstärkung sein. Ebenso sollte das aus diesen Gefässen genossene Getränk eine giftabtreibende und herzstärkende Wirkung haben. Solche Gefässe von Terra sigillata kommen zuweilen noch in Italien vor, sind aber meist neueren Ursprungs. Sie sind ähnlich den deutschen Terra sigillata-Kannen aus Schlesien, von denen das hiesige Kunstgewerbe-Museum mehrere besitzt. Eins von diesen wurde vorgezeigt, ausserdem eine kleine gemmenartige Scheibe, beide mit einem Stempel versehen, der ihre medizinische Eigenschaft von der Art der Malteser Terra sigillata bezeugt. Eine Schrift des 18. Jahrhunderts besagt, dass

Schlesien einen ziemlichen Vorrat von terris medicatis besitze, unter denen die terra sigillata Strigensis billig den Vorzug hat. Es gibt ferner solche medizinischen Erden in Goldberg, Jauer, Reichenbach, Liegnitz, Brechelwitz usw. Die Striegauer Terra sigillata ist heilsam bei giftigen Verletzungen, gegen den Biss toller Hunde und eine grosse Zahl anderer Erkrankungen. Auch den aus diesen Erden geformten Gefässen schrieb man ähnliche Heilkräfte zu. Interessant ist auch hier die Berührung mit den vorgeschichtlichen Funden. In einem begrenzten Gebiete in Schlesien und Posen wurden in den Gräberfeldern der frühen Eisenzeit Gefässe von weisser und roter Erde gefunden, die dem Materiale durchaus gleicht, aus welchem neuere Gefässe wie das vorgelegte aus schlesischer Terra sigillata des 18. Jahrhunderts gefertigt sind. Dass jene vorgeschichtlichen Gefässe bereits eines gewissen Ansehens genossen, geht unfraglich aus ihrer verhältnismässigen Seltenheit und guten Bearbeitung sowie aus der oft sehr reichen farbigen Verzierung hervor. Ob man ihnen bereits damals Heilkräfte zuschrieb, ist noch ungewiss. Dass übrigens das Einnehmen und Essen von Steinpulver, Erden und Tonen fast über die ganze Welt verbreitet ist, dürfte bekannt sein. Meist sind es Frauen, die in guter Hoffnung leben, welche sich dieses Mittels bedienen. Gegen den Biss toller Hunde wurde, wie oben gesagt, der Genuss der Striegauer Terra sigillata empfohlen, und zwar sollte er als Teig auf die Wunde gelegt werden. Ein anderes, weit verbreitetes Volksheilmittel gegen den Biss toller Hunde ist der Brotteig, welcher auf einem Tollholz oder einer Tolltafel hergestellt wird. Eine solche Tolltafel aus Westpreussen befindet sich in der Kgl. Sammlung für Deutsche Volkskunde. Sie enthält die eingeschnittene Satorformel, allerdings entstellt, die ja gegen vielerlei Beschwerden und Gefahren angewendet wurde. Ein Holzbrettchen, das neuerdings dem Museum zum Ankauf angeboten wurde, trägt eine Reihe von 14 eingekerbten Zeichen, deren Charakter nicht sicher festgestellt werden kann. Eine Angabe über den Zweck des Brettchens konnte der Besitzer nicht machen. Meine Vermutung, dass es sich auch in diesem Falle um ein Tollholz handle, wird durch ein ähnliches Stück zu ziemlicher Gewissheit erhoben, das sich in einer Nachbildung im Märkischen Museum befindet und das vom Besitzer ausdrücklich als Tollholz bezeichnet wurde. Es ist von E. Friedel in den Verh. d. Berl. anthrop. Ges. 1886 abgebildet und besprochen worden und stammt aus dem Kreise Ruppin. Vergleicht man die Zeichenreihen auf beiden Stücken, so ergibt sich Übereinstimmung der Anzahl und Gruppierung, sowie Ähnlichkeit in der Ausführung einzelner Zeichen. Es unterliegt daher keinem Zweifel, dass beiden Legenden dieselbe Formel zugrunde liegt und dass die Satorformel nicht in Betracht kommt, sondern eine noch festzustellende, wie sie in Zauberbüchern und Geheimschriften älterer Zeit angeführt werden. Über Verbreitung und Gebrauch der Tollhölzer hat sich A. Treichel in den Verh. d. Berl. anthrop. Ges. 1880 ff. weiter ausgelassen. Demnach kommen sie im Osten besonders vor, in Westpreussen und Pommern. Auf der lettischen ethnographischen Ausstellung in Riga 1896 befand sich eine solche Tolltafel, wie sie im 18. Jahrhundert in Kurland viel gebraucht wurden. Diese Tafeln mussten dort an drei aufeinanderfolgenden Karfreitagen angefertigt werden. Der Verfertiger musste sich so einrichten, dass er den ganzen Tag zu tun hatte, wobei er nur an seine Arbeit und Gottes Wort denken durfte, sonst wäre die Heilkraft des Brettes unvollständig gewesen. Die ins Brett geschnitzten Zeichen durften aus demselben Grunde von niemand gelesen werden. — Hr. Prof. Dr. Ernst Samter hielt dann einen Vortrag über die Religion der Griechen. Unter Hinweis darauf, dass das von Schiller in seinen Dichtungen so schön gemalte Bild der griechischen Götterwelt in Wirklichkeit der Volksanschauung kaum entsprochen haben dürfte, legte er dar, wie

verschieden diese auf Homer zurückzuführenden Olympier von den Gestalten des griech. Volksglaubens sind, die wir aus Lokalinschriften und Riten erschliessen können. Vor einigen Jahrzehnten setzte man grosse Hoffnungen auf die vergleichende Mythologie und Sprachwissenschaft, die sich aber hinsichtlich der Religionsforschung nicht erfüllt haben. Von einer indogermanischen Mythologie kann man überhaupt nicht sprechen. Die Mythen sind in ihrer ursprünglichen Form schwierig, ja fast unmöglich zu erkennen. Die Anfänge der Religion sind eher aus den überlieferten Riten wieder herzustellen und aus der Vergleichung mit den Vorstellungen der Völker, welche noch in dem Urzustande beharren. Die Furcht spielt hier eine grosse Rolle. Die erste Stufe der Religion aller Völker ist der nach einem portugiesischen Worte sogen. Fetischismus. In alter Zeit stellte man sich die Götter nicht in menschlicher Gestalt vor. Steine und Holzklötze wurden verehrt, wofür auch in der griechischen Urreligion Beweise vorliegen. Erst allmählich entwickelt sich aus dem Baumstamm das Menschenbild. So stellen wohl auch die Hermen ein Glied dieser Entwicklung dar. Jeder Aberglaube war früher einmal Glaube; dieser Grundsatz ergibt sich immer wieder bei allen Forschungen in der Geschichte der Religionen. Eine andere Form der urreligiösen Vorstellungen ist bei wilden Völkern nicht selten und ist mit dem indianischen Worte Totemismus bezeichnet worden: Tiere werden als Ahnherren betrachtet. Tiergestaltige Götter waren auch bei den Griechen verehrt. Poseidon z. B. wurde als Stier vorgestellt, Erdgötter als Schlangen und eine schwarze Demeter mit dem Kopfe eines Pferdes in Thessalien. Bekannt sind auch die Beinamen der Hera und Athene, die vielleicht ebenfalls auf alte Tiergestalt hindeuten. Diese Tiergestalten wurden durch die Kunst allmählich umgeformt, so dass z. B. aus den Satyrn schöne Knaben mit geringen Andeutungen von Bockshörnern und dergleichen wurden. Vielfach traten die Priester in der Maske des Gottes auf und führten den entsprechenden Tiernamen. So werden Artemispriester als Bären bezeichnet, und das Wort Tragödie deutet auf den Ursprung des Schauspieles zu Ehren eines Gottes, das durch die als Böcke verkleideten Priester dargestellt wurde. Neben den Hauptgöttern finden sich Sondergötter (nach Usener), das sind Spezialisten in der Art der katholischen Heiligen. Als solche wurden Pandrasos, Kalamites, Euangelos und Sosipolis genannt. Ausserdem gab es noch viele Dämonen, die keine eigenen Namen führten, eine Erscheinung des Seelenkultes, Animismus. Bei Homer findet sich nichts von Seelenkult, keine Stein- und Klotzverehrung, keine Furcht vor der Macht der Dämonen, nichts von Fetischismus usw. Die homerische Poesie ist höfische Kunst, keine Volksdichtung. Es ist eine ritterliche Poesie, die das Denken der adligen Oberschicht wiedergibt und allmählich grossen Einfluss in Griechenland gewann. Der thessalische Berggott Zeus wurde nach Ionien verpflanzt und bald allgemein verehrt. Aber das Volk liess sich seine Religion nicht nehmen, und nicht alle Lokalgötter wurden von den Olympiern verdrängt, wenn auch die Dichter von ihnen schwiegen. Die Macht der Toten und ihr schädliches Walten wurde nach wie vor gefürchtet, und auch die Erdgottheiten lebten im Volksglauben weiter, wie die eleusinischen Mysterien beweisen. — Der Vorsitzende legte eine mit grosser Sorgfalt nachgebildete Trachtenpuppe vor, Frauentracht aus Sommelsdijk, Provinz Zeeland, die in Einzelheiten friesischen Einfluss zeigt. Friesen herrschten dort im 6. bis 9. Jahrhundert. Das Seeländer volkstümliche Haus schliesst sich aber nicht an das friesische, sondern an das östlich benachbarte brabantische an. Die Puppe ist ein Geschenk von Fräulein Dr. Croiset van der Kop an die Königl. Sammlung für deutsche Volkskunde.

Berlin. Karl Brunner.

Delegiertentag in Einbeck.

Am 8. Juni traten in Einbeck die Abgeordneten des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde zu einer Beratung zusammen. Anwesend waren ausser den beiden Vorsitzenden des Verbandes, Prof. Mogk und Prof. Lauffer, die Herren Brunner, Fehrle, Gruber, Helm, Jostes, Meier, Reuschel, Roediger, Roethe, Siebs, Tardel. Beschlossen wurde, das Korrespondenzblatt des Verbandes eingehen zu lassen, einige andere Statutenänderungen, eine Neuordnung der Beitragszahlungen herbeizuführen, die von Herrn Lauffer angelegte Hauptstelle für Volkskunde in Hamburg durch Zusendung der Vereinspublikationen und privater Arbeiten zu unterstützen, den Rechenschaftsbericht zu genehmigen. Erfreulicherweise ergab sich, dass durch Zuwendungen von verschiedenen Seiten die von der Hessischen Vereinigung für Volkskunde bearbeitete wertvolle Zeitschriftenschau pekuniär gesichert ist und fortgesetzt werden kann. Die Kommission für Sammlung der Zauber- und Segenssprüche wurde reorganisiert durch Zutritt der Herren Fehrle, Helm, Hoffmann-Krayer, Jostes, Spamer. Die Herren Professoren Hepding und Wünsch hofft man ihr zu erhalten. [Ersterer hat inzwischen zugesagt und dürfte die Leitung übernehmen.] Sowohl für dieses Unternehmen wie für die Sammlung der deutschen Volkslieder nach Wort und Weise will uns die Deutsche Kommission der Berliner Akademie wissenschaftliche Hilfe leisten, was uns mit lebhaftem Dank erfüllt und beiden Plänen einen starken Rückhalt gewähren wird. Auch der preussische Herr Finanzminister hat zu unserer Freude sein warmes Interesse für die Sammlung der Volkslieder bekundet, so dass wir uns der Hoffnung hingeben, es werde diese Arbeit unter Leitung der Herren Bolte, Friedlaender und Meier bald kräftig in Angriff genommen werden können. Der durch seine amtliche Tätigkeit reichlich belastete erste Vorstitzende, Herr Professor Dr. Mogk, war gezwungen, die Leitung des Verbandes, der er seit dessen Begründung unermüdlich seine Arbeit und Sorgfalt gewidmet hat, niederzulegen, und auch der Schriftführer, Herr Rektor Dr. Dähnhardt, und der Schatzmeister, Herr Rechtsanwalt Rothe, traten zurück. Zum ersten Vorsitzenden wurde einstimmig Herr Prof. Dr. John Meier in Basel gewählt, der den Vorstand ergänzen wird. Der zweite Vorsitzende, Herr Direktor Prof. Dr. Lauffer in Hamburg, blieb uns erhalten.

Berlin. Max Roediger.

Aufruf.

Der Unterzeichnete beabsichtigt eine Sammlung der volkstümlichen deutschen Pflanzennamen [vgl. oben 20, 18—35] und hofft damit ein brauchbares Material für spätere volkskundliche, kulturhistorische und sprachliche Untersuchungen darbieten zu können.

An zweiter Stelle hat der Unterzeichnete die Absicht, das Material zur sog. Volksbotanik, d. h. der Meinungen, des Aberglaubens, der Verwendung, der Gebräuche, wie sie im Volke mit Bezug auf die Pflanzenwelt existieren, zu sammeln. Um eine solche Sammlung wenigstens einigermassen zu erleichtern, hat es der Unterzeichnete versucht, einen kurz gefassten Fragebogen zusammenzustellen, in dem die hauptsächlichsten, hier in Betracht kommenden Gesichtspunkte angeführt sind.

Es sind dies etwa folgende:

1. Besteht eine kirchliche 'Kräuterweihe' ('Büschelweihe')? Wann findet sie statt? Welche Pflanzen werden geweiht? Was geschieht mit dem Krautbüschel nach der Weihe? Werden einzelne dieser Pflanzen dem Vieh ins Futter gestreut?
2. Aus welchen Pflanzen (neben den Weidenkätzchen) besteht der 'Palm' ('Palmbuschen'), der am Palmsonntag in die Kirche zur Weihe gebracht wird? Was geschieht mit ihm nach der Weihe?
3. Werden Pflanzen (z. B. Äste gewisser Sträucher) an den Stalltüren befestigt? Im Stalle aufgehängt? Warum?
4. Gibt es nach dem Volksglauben einzelne Pflanzen, die das Gewitter (Blitz) anziehen? Es abhalten?
5. Welcher Aberglaube existiert im Landvolk bezüglich des Säens, des Gedeihens und der Ernte von Feld- und Gartenfrüchten?
6. Werden gewisse Pflanzen (z. B. nach der Gestalt ihres Blütenstandes, nach der Zeit ihres Aufblühens) als Vorzeichen für den Ertrag der Ernte oder für die Gestaltung der kommenden Witterung benützt?
7. Wann und wie müssen Pflanzen, die zu abergläubischen oder volksmedizinischen Zwecken (sympathetischen Kuren!) Verwendung finden, gesammelt ('eingetragen') werden? Zu bestimmten Tageszeiten? Unter gewissen Sternbildern? usw.
8. Gibt es Pflanzen, die den kleinen Kindern in die Wiege oder in das Badwasser gelegt werden? Warum?
9. Welche Pflanzen finden in der Volksmedizin Verwendung? Zu 'Frühjahrskuren'? Zu 'Sympathiekuren'? Bei Viehkrankheiten?
10. Welche Pflanzen werden im Kinderspiele benützt? Sprüche beim Klopfen der Weidenpfeifchen? Welche Pflanzen oder Pflanzenteile (Wurzeln, Blätter usw.) werden lediglich von Kindern gegessen (z. B. Sauerklee, Sauerampfer)? Sprüche beim Beerensammeln?
11. Welche Pflanzen finden in der Hausindustrie (z. B. zu Flechtwerk, zu Besen usw.) Verwendung?
12. Welche Pflanzen werden bei kirchlichen und weltlichen Feierlichkeiten gebraucht?
13. Welche Pflanzen werden in Friedhöfen, oder in Bauerngärten gepflanzt? Welche Rolle spielen die Friedhofpflanzen im Volksglauben?
14. Existieren im Landvolke Verse oder Redensarten über gewisse Ackerunkräuter (z. B. die Trespe [Dort] Kornrade, Klaff usw.)?

Im Anschluss an diese Fragen seien noch einige allgemeine Winke für ein nutzbringendes Sammeln gestattet!

Was die volkstümlichen Pflanzennamen betrifft, so halte man sich in ihrer Schreibung möglichst an die mundartliche Aussprache. Zur botanischen Identifizierung füge man den lateinischen wissenschaftlichen Namen oder, wenn dieser dem Sammler nicht bekannt, die gebräuchliche deutsche Bezeichnung bei. Sollte auch dies nicht möglich sein, so wolle man die Pflanze selbst oder einen charakteristischen Teil derselben (z. B. Blüte, Blatt) getrocknet ('gepresst') mit den Notizen einsenden. Auch den Grad der Verbreitung eines volkstümlichen Pflanzennamens (ob allgemein bekannt oder ob nur von wenigen [alten] Leuten gebraucht) gebe man an.

Wer soll sammeln? Die meiste Gelegenheit, volkstümliche Pflanzennamen und volksbotanisches Material zu sammeln, haben natürlich solche Persönlichkeiten, die in steter Berührung mit dem Landvolke leben, wie Lehrer, Ärzte, Apotheker, Geistliche, Forstbeamte usw. auf dem Lande. Selbstverständlich werden aber auch oft Städter z. B. bei Reisen zweckdienliche Mitteilungen machen

können. — Was die Persönlichkeiten betrifft, von denen am ehesten brauchbaure Aufschlüsse über Volksnamen und Volksbotanik zu erhalten sind, so dürften hier in Betracht kommen: Alte Leute, Schäfer, Hirten, Wurzelgräber, Kräutersammler, Senner, Sennerinnen, Kurpfuscher, 'weise Frauen' usw. Im allgemeinen haben auf dem Lande die Frauen eine bessere Pflanzenkenntnis als die Männer. Auch ist zu beachten, dass die Berichte von jüngeren Leuten etwas vorsichtig aufgenommen werden müssen, da sie durch den Unterricht in der Schule oder durch die Lektüre leicht beeinflusst sein können und dann nichts Ursprüngliches, wirklich Volkstümliches mehr bieten. Desgleichen ist darauf hinzuweisen, dass das Volk die Pflanzen oft nur in ihrer charakteristischen Umgebung in Feld und Wald erkennt. Man begnüge sich, wenn irgendwie möglich, nicht mit den Aussagen einer einzigen Person, sondern man versuche stets die Richtigkeit dieser Angaben nachzuprüfen, da im anderen Falle leicht ein Irrtum oder eine Verwechslung unterlaufen kann.

Umfang der Sammlungen. Der Unterzeichnete bittet um Mitteilung über volkstümliche Pflanzennamen und Volksbotanik aus allen Gegenden des deutschen Sprachgebietes.

Form der Aufzeichnungen. Schliesslich gestattet sich der Unterzeichnete die Bitte, das Papier mit den für die Entsendung bestimmten Notizen nur auf einer Seite beschreiben zu wollen. Dadurch wird die spätere Ordnung der Zettel sehr erleichtert. Natürlich werden auch alle in anderer Form eingesandten Mitteilungen (z. B. auf Postkarten) mit Dank angenommen. Die Manuskripte werden, wenn gewünscht, zurückgeschickt; ebenso werden Portokosten auf Wunsch ersetzt. Die Einsendungen sind an den Unterzeichneten, der gern weitere Aufschlüsse erteilt, zu richten.

Durch eine gewissenhafte Sammlung des volksbotanischen Materials, wie sie oben angedeutet ist, könnte sich mancher mit einem verhältnismässig geringen Müheaufwand ein grosses Verdienst um die Volkskunde seiner Heimat erwerben. Aber Eile tut not! Denn gerade für die Volksbotanik gilt nicht zum geringsten der Ausspruch des Altmeisters Weinhold: 'Die Gegenwart zerstört systematisch, was aus der Vorzeit sich noch erhalten hat. Es ist die höchste Zeit zu sammeln!'

Pullach bei München. Dr. Heinrich Marzell.

An unsere Mitglieder!

Wir erlauben uns darauf hinzuweisen, dass am 5. und 6. September d. J. eine Versammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine in Graz stattfindet. Die volkskundliche Sektion leitet Herr Museumsdirektor Prof. Dr. Lauffer in Hamburg. Ferner besteht eine Sektion für Volkskunde bei der 51. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, die vom 3. bis 6. Oktober in Posen tagt. Obmänner der Sektion sind die Herren Prof. Dr. Siebs in Breslau, Hohenzollernstr. 53, und Prof. Dr. Erich Schmidt in Bromberg. Beide Versammlungen seien der Teilnahme unserer Mitglieder empfohlen.

Die nächsten Hefte werden u. a. bringen: P. Beck, Historische Lieder; J. Bolte, Wetterregeln österreichischer Bauern des 17. Jahrhunderts; Bilderbogen des 16. bis 17. Jahrhunderts (Forts.); H. Carstens, Volksglauben aus Schleswig-Holstein (Forts.); Enshoff, Koreanische Erzählungen; J. Gengler, Wie man in Erlangen spricht; A. Hauffen, Geschichte der deutschen Volkskunde (Schluss); H. Heuft, Westfälische Hausinschriften (Forts.); B. Ilg, Maltesische Legenden (Forts.); B. Kahle, Volkskundliche Nachträge (Forts.); R. F. Kaindl, Beiträge zur Volkskunde des Ostkarpathengebietes (Forts.); C. Müller, Nachbarreime aus Obersachsen; G. Rauch, Fränkische Vierzeiler; O. Schell, Die Eberesche im Glauben und Brauch des Volkes; P. Schullerus, Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis der Romänen im Harbachtal; O. Schütte, Reime auf deutschen Spielkarten; D. Stratil, Lieder aus dem Böhmerwald; A. Webinger, Volkslieder aus Oberösterreich; zusammenhängende Berichte über deutsche und slawische Volkskunde.

Zeitschriftenschau.

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1910, 4. 1911, 1. Nürnberg. — Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum, Jahrgang 1910. Nürnberg.

Archiv für Religionswissenschaft, hsg. von R. Wünsche 14, 1—2. Leipzig, Teubner 1911.

Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, unter der Leitung von Dr. J. Pommer, H. Fraungruber und K. Kronfuss, hsg. von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien 13, 3—7. Wien, A. Hölder 1911.

Hessische Blätter für Volkskunde 10, 1. Leipzig, Teubner 1911.

Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 41, 1—2. Wien, Hölder 1911.

Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde 5, 9—10. Dresden, Hansa 1911. Jahresbericht desselben Vereins auf 1910. Dresden 1911.

Schweizer Volkskunde, Korrespondenzblatt der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, hsg. von E. Hoffmann-Krayer 1, 3—5. Basel 1911.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Organ der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, hsg. von E. Hoffmann-Krayer und M. Reymond 15, 1—2. Basel 1911.

Unser Egerland, Monatsschrift für Volks- und Heimatskunde, hsg. von A. John 15, 5—8. Eger 1911.

Volkskunst und Volkskunde, Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München, Schriftleitung H. Buchert 9, 4. München, Seyfried & Co. 1911.

Zeitschrift für deutsche Mundarten, hsg. von O. Heilig und Ph. Lenz 1911, 2—3. Berlin, Allg. deutscher Sprachverein.

Zeitschrift für Ethnologie 43, 1. Berlin, Behrend & Co. 1911.

Zeitschrift für deutsche Philologie 43, 1—2. Stuttgart, Kohlhammer. 1911.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde, red. von M. Haberlandt 17, 1—3. Wien 1911.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, hsg. von K. Prümer, P. Sartori, O. Schell und K. Wehrhan 8, 1. Elberfeld, Martini & Grüttefien 1911.

Analecta Bollandiana ed. C. de Smedt, F. van Ortroy, H. Delehaye, A. Poncelet, P. Peeters, C. van de Vorst 30, 2—3. Bruxelles, Soc. des Bollandistes 1911.

A Magyar nemzeti múzeum néprajzi orztályának ertesítöje 12, 1. Budapest 1911.

Český lid, sborník věnovaný studiu lidu českého, red. Č. Zíbrt 20, 7—10. Prag, F. Šimácek 1911.

Chronik der ukrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg Nr. 41 bis 44. 1910.

Danske studier, udg. af M. Kristensen og A. Olrik 1911, 2. Kopenhagen, Gyldendal.

Ethnographia, a magyar néprajzi társaság értesítője, szerk. Munkácsi B. és Sebestyén G. 22, 2—4. Budapest 1911.

Ethnographische Sammlung, hsg. von der Ethnogr. Kommission der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg 29. 1911 (russisch).

Folk-Lore, a quarterly review of myth, tradition, institution and custom 22, 1. London, D. Nutt 1911.

FF Communications edited for the Folklore Fellows by J. Bolte, K. Krohn, A. Olrik, C. W. v. Sydow 1—4 Helsingfors 1911 (Olrik, Danske folkemindesamling. A. Lunding, The system of tales in the Folklore collection in Copenhagen. A. Aarne, Verzeichnis der Märchentypen. K. Krohn, Bericht über die Tätigkeit des Folkloristischen Forscherbundes). — 6: O. Hackman, Katalog der Märchen der finnländischen Schweden. Leipzig 1911.

Fornvännen, meddelanden från k. vitterhets historie och antikvitets akademien, red. af E. Ekhoff 1910, 5. 1911, 1. 2. Stockholm, Wahlström & Widstrand.

Kwartalnik etnograficzny Lud, wydawany przez towarzystwo ludoznawcze we Lwowie 17, 1. Lemberg 1911.

Laographia, deltion tes hellenikes laographikes hetaireias 2, 4. Athen 1910.

Národopisný věstník českoslovanský, vydává společnost národopisného musea českoslovanského, red. A. Kraus, J. Polívka, V. Tille 6, 2—6. Prag 1911.

Nordiska Museet. Fataburen, kulturhistorisk tidskrift utg. af B. Salin 1910, 4. Stockholm, Norstedt & söner 1911.

Revue d'Ethnographie et de Sociologie publ. p. M. A. van Gennep 1910, 11—12. Paris, E. Leroux.

Revue des traditions populaires, recueil mensuel de mythologie, littérature orale, ethnographie traditionnelle et art populaire [Red. Paul Sébillot] 26, 2. Paris, E. Lechevalier, E. Leroux et E. Guilmoto 1911.

Romania, recueil trimestriel consacré à l'étude des langues et des littératures romanes publ. p. P. Meyer 40, 1 (No. 157). Paris, H. Champion 1911.

The Journal of American Folk-Lore 23 (nr. 90) 1910.

Verslagen en mededeelingen der koninklijke Vlaamsche Academie voor taal- en letterkunde 1911, Januar-Mai. Gent, Siffer. — Jaarbock der koninkl. Vlaamsche Academie voor taal- en letterkunde 1911. Gent, Siffer.

Volkskunde, Tijdschrift voor nederlandsche Folklore, onder Redactie van A. de Cock, 22, 5—6. Gent, Hoste 1911.

Wallonia, archives wallones historiques, littéraires et artistiques (dir. O. Colson) 19, 3—5. Liége 1911.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Strasse 30.